

BLACKIE

In Weybridge, einem der kleinen, typisch englischen Orte in der Grafschaft Surrey westlich von London, gibt es außer dem, was in jedem englischen Städtchen zu finden ist – einer alten Kirche, einer Hauptstraße, an der die meisten Geschäfte liegen, einem Village Green für die Cricketspieler und den Häusern im Grünen –, einen besonderen Friedhof für Hunde. Jedermann weiß, dass die Engländer Tierliebhaber sind. Hunde stehen ihnen, wie man durchaus den Eindruck gewinnt, wenn man England näher kennenlernt, emotional von allen Tieren am nächsten. Sie gehören zur Familie, werden oft wie Familienmitglieder behandelt und deswegen auch häufig begraben, wenn sie sterben, und nicht nur beseitigt, wie das sonst meistens der Fall ist.

Dieser Friedhof ist alt, etwas abgelegen zur Themse hin und nicht besonders gepflegt. Es gibt dort keine rechte Aufsicht, wie auf den Friedhöfen für Menschen, wo dafür gesorgt wird, dass die Würde der Toten durch Ordnung und Pflege der Grabstätten gewahrt wird. Aber es gibt auch in den Reihen der Grabstätten für die Hunde von Weybridge etliche, die durch ihre Pflege – manchmal Blumen, Grabsteine oder sogar ein dem Gedenken eines treuen Wegbegleiters gewidmetes Denkmal – auffallen. Die Aufschriften auf den Steinen und Gedenkplatten geben oft beredten Eindruck von Trauer und treuem Gedenken, wenn man sie denn noch lesen kann, so altersverwittert sind manche von ihnen.

Eines der Gräber, die einem auffallen, wenn man durch die Reihen geht, liegt vor einer hohen Hornbeam-Hecke ziemlich am Ende des Platzes. Auf einem mit Efeu begrünten, kleinen, von Steinen eingefassten Platz steht ein weißer Stein, auf dessen polierten Seite die Silhouette eines liegenden Hundes mit erhobenem schlankem Kopf, langem Fang, aufstehenden, spitzen Lauschern und langer, buschiger Rute eingemeißelt und schwarz ausgemalt ist. Das Bild erinnert den, der sich etwas in ägyptischer Mythologie auskennt, an die Abbildungen von ›Anubis‹, der Vorstellung der frühen Ägypter von einem Gott ihres Totenreiches, der nach ihrem Glauben die

Toten auf ihrem Weg in das Leben nach dem Tode betreute, für ihre Einbalsamierung und die sonstigen Riten verantwortlich war und ihre Gräber bewachte. Darunter steht in großen Buchstaben ›Blackie‹ und weiter in kleinerer Schrift: ›Warum hast du mich verlassen? Du wirst mir immer fehlen. Amy.‹ Und dann ein fünfzehn Jahre zurückliegendes Datum. Im Grün vor dem Stein steht eine schlanke dunkle Vase mit einer künstlichen Lotosblüte. Der Platz sieht aus, als werde er ständig gepflegt.

* * *

Wie merkwürdig, dachte ich, als ich an einem Frühsommertag bei einem Spaziergang durch Weybridge zufällig auf diesen den Hunden gewidmeten Begräbnisplatz gestoßen war und plötzlich vor dem Gedenkstein für ›Blackie‹ stand. Merkwürdig, weil mir bei der Besichtigung von St. James, der alten Ortskirche und ihres Friedhofs eine Stunde zuvor ein ähnliches Grab mit einem weißen Stein, gleicher Bepflanzung und gleicher Lotosblüte wegen seiner Eigenart und besonderen Pflege aufgefallen war. Da mein Weg zurück wieder an St. James vorbeiführte, suchte ich aus Neugier noch einmal das dortige Grab auf und sah meine Vermutung bestätigt, dass hier die Herrin von Blackie ihre letzte Ruhe gefunden hatte. Auf dem Stein war ihr voller Name verewigt: Amy Burgess. Nach ihren Lebensdaten war sie vor zwei Jahren im Alter von nur 46 Jahren verstorben, offenbar unter unglücklichen Umständen, denn Amy Burgess' Lebensdaten folgte die Aufschrift: ›Mit Blackie an ihrer Seite hätte sie ihr Leben nicht so früh vollendet‹. Das bestätigte den Zusammenhang der beiden Gräber.

Während ich über diese Merkwürdigkeit nachdachte, sprach mich jemand von hinten mit einer leisen, etwas brüchigen Stimme an. »Mein Herr, sind Sie vielleicht ein Verwandter oder alter Freund von Amy Burgess?«

Ich war überrascht und sagte im Umdrehen: »Nein, nein, mir sind nur die Ähnlichkeiten zwischen diesem und einem anderen Grab aufgefallen ...«

»Sie meinen das für Blackie auf dem Hundefriedhof, nicht wahr? Das ist kein richtiges Grab, nur ein Gedenkstein.«

Vor mir stand eine ältere Frau mit einem fein geschnittenen Gesicht unter den streng gescheitelten grauen Haaren, die über ihrem dunklen, langen Kleid ein graues Tuch um die Schultern trug und mich aus hellblauen Augen aufmerksam ansah.

»Sie sind ein Fremder?«, stellte sie halb fragend fest, und als ich bestätigend nickte, fuhr sie fort: »Manche, die an diesem Grab stehen bleiben, weil sie sich für Grabinschriften interessieren, rätseln über den Zusatz, der sich auf Blackie bezieht. Die nehmen in der Regel an, dass es sich bei Blackie um einen Mann gehandelt haben muss, der diesen Beinamen wegen einer Besonderheit seines Haupthaars oder Bartes oder sogar wegen eines dunklen Aussehens trug. Und dabei war Blackie nur ein Hund, wenn auch ein ganz besonderer. Bisher bin ich noch niemandem begegnet, dem die Ähnlichkeit der beiden Plätze aufgefallen ist und der darüber nachgedacht hat. Denn wer von den Fremden, die unseren Ort besuchen, findet schon den Weg auf den Hundefriedhof, der sogar den meisten Einheimischen suspekt ist.«

Nach kurzem Nachdenken ergänzte sie: »Das ist ja eigentlich kein Wunder, weil die Beziehung zwischen einem Menschen und einem Hund so höchstpersönlich ist, dass sich weder aufseiten des Menschen und natürlich nicht auf der des Tieres jemand in die Beziehung eingebunden fühlt und an einem Hundebegräbnis Interesse nimmt.«

Halb neugierig geworden fragte ich: »Haben Sie zufällig Amy Burgess und möglicherweise diesen merkwürdigen Hund Blackie gekannt? Gibt es da eine besondere Geschichte, wie es die Inschriften auf den beiden Steinen vermuten lassen?«

»Doch, ja, ich kannte beide recht gut. Ich war die Nachbarin von Amy Burgess, hier in Weybridge. Ich habe damals dafür gesorgt, dass das Grab für Amy nach ihren Wünschen so gestaltet wurde, wie der Platz, den sie mit großem Kummer ihrem Hund Blackie widmete. Sie hat Wochen darüber gegrübelt. Ich habe ihr bei der Anlegung geholfen. Ich kümmere mich seitdem ein bisschen um

den alten Hundefriedhof. Der alte Jesse, der das früher tat, lebt seit Langem nicht mehr.«

»Können Sie mir nicht ein bisschen mehr erzählen? Dies klingt nach einer Geschichte abseits des Üblichen.«

Die alte Frau bedachte sich eine Weile. Schließlich willigte sie ein. »Ich habe nie darüber geredet. Wer sollte sich schon dafür interessieren? Sie sind der Erste. Sie müssen aber etwas Geduld mit mir haben, sie braucht ihre Zeit. Ich heiße übrigens Jennifer Conston und bin die Gemeindegählfertin von St. James und war, wie bereits erwähnt, für Jahre Nachbarin der Burgess' hier in Weybridge in der Oak Lane.« Sie wies auf eine Bank zwischen zwei alten Eiben. »Wollen wir uns nicht setzen? Ich kann leider nicht mehr lange stehen.«

Und sie begann mit ihrer ruhigen, etwas brüchig wirkenden Stimme die wundersame Geschichte von einer Frau, deren Leben sich änderte, als sie in einem ›Kennel‹, einem Hundezwinger, in Weybridge einen verlassenen Hund sah und kaufte. Frau Conston unterbrach sich nur einmal für ein paar Minuten, um aus der kleinen Küche in einem Anbau der Kirche zwei Becher mit Tee und ein Schüsselchen mit Shortbread zu holen.

»Zu Hause bei mir hätten wir es bei diesem schönen Wetter eigentlich nicht viel gemütlicher haben können«, sagte sie. Sie redete fast zwei Stunden und war dann immer noch nicht am Ende. Die Zeit wurde mir nicht lang.

* * *

Amy Burgess war die einzige Tochter von Jonathan Burgess, dem pensionierten Oberst eines renommierten Infanterieregiments und seiner Frau Mary, einer geborenen Redcliffe, einer alten adeligen Offiziersfamilie. Amy wurde 1930 in Kairo geboren, als ihr Vater und sein Regiment Dienst in Ägypten taten. Nach dem Ausscheiden des Vaters aus der Armee 1937 kauften die Eltern das Haus in der Oak Lane in Weybridge und wurden unsere Nachbarn. Das arme Mädchen war durch eine frühe Erkrankung an Kinderlähmung stark behindert. Als ich sie kennenlernte, war sie gerade so weit, dass sie mit zwei Krücken wieder laufen gelernt hatte. Das Mäd-

chen tat mir von Herzen leid. Ich war damals Ende zwanzig. Wie oft bin ich mit ihr durch den Garten oder auf dem Village Green spazieren gegangen. Dabei habe ich sie besser kennengelernt und bewundert, mit welcher Energie sie sich bemühte, die Folgen der Krankheit zu überwinden und ihr Handicap zu meistern. Das hat sie ja auch geschafft, jedenfalls so weit, dass sie nach einer gewissen Zeit nur noch einen Handstock brauchte und sich damit mühelos bewegen konnte, wenn sie nicht gerade in schwierige Situationen kam. Davon wird später die Rede sein.

Amy wurde zunächst zu Hause unterrichtet, kam, als sie einigermaßen laufen konnte, auf ein ausgezeichnetes Internat im Westen Surreys, nicht weit von Weybridge, wo man auf ihre Behinderung Rücksicht nahm. Sie entwickelte sich geistig hervorragend bis zur Collegereife. Die Weiterbildung auf einem College oder an einer Universität glaubten die Eltern ihrer Tochter jedoch nicht zumuten zu können. Da sie – besonders vonseiten der Mutter – recht vermögend waren, kam es nicht so darauf an, dass sie später ihr Brot als Lehrerin oder in einem anderen Beruf verdiente, der eine Colleagueausbildung voraussetzte. Im Übrigen ging es Mrs Burgess zu der Zeit gesundheitlich nicht mehr so gut. Sie wollte ihre Tochter deswegen gern in ihrer Nähe haben. Da die aber selbst darauf bestand, etwas außerhalb des eigenen Haushalts zu tun, schon allein, um sich nicht ganz der Welt zu entfremden, schlug ihr Vater ihr nach einem langen Gespräch mit Geoffrey Merskin, dem Seniorpartner der Anwaltsfirma Merskin & Threadwell in Weybridge, die auch das Familienvermögen verwaltete, vor, sich zur Anwaltsgehilfin ausbilden zu lassen. Mit einer solchen Tätigkeit blieb sie in Weybridge und hatte die Aussicht, eine gewisse Selbstständigkeit zu erreichen. Ein Vorteil, dachten die Eltern, war zudem, dass sie bei einer solchen Ausbildung darüber hinaus die Dinge lernen werde, die ihr als zukünftiger Erbin des Vermögens ihrer Eltern nützlich sein würden. Sie hatten ebenfalls bedacht, dass man in einem so eng befreundeten Unternehmen auf ihre Behinderung Rücksicht nehmen würde. Das alles überzeugte Amy, und sie widmete sich der Ausbildung mit der ihr eigenen Zielstrebigkeit und Energie. Nach zwei Jahren machte sie die vorgeschriebenen Prüfungen mit bestem

Erfolg und wurde von Mr Merskin als Anwaltsgehilfin eingestellt und mit zunehmend vertrauensvollen Aufgaben beschäftigt.

Nicht viel später starb ihre Mutter, die lange leidend gewesen war, und der alte Oberst blieb mit seiner Tochter und einer ältlichen Haushälterin allein. Als diese aus Altersgründen das Haus verließ, übernahm Amy nach besten Kräften die Versorgung des Haushalts, unterstützt von einer Zugehfrau.

* * *

Ich bin mir bewusst, mein Herr, dass das, was ich Ihnen bisher erzählt habe, bei einem Fremden nicht mehr als ein höfliches Interesse erwecken kann. Aber man muss doch die allgemeinen Umstände und wichtigsten Personen kennen, wenn die Geschichte verständlich sein soll, so wie es kein Bild ohne einen guten Rahmen, keine wohlschmeckende Frucht ohne Schale gibt. Ich komme schon gleich zu den Dingen, die Ihr Interesse geweckt haben.

* * *

Der tägliche Weg zur Arbeit ins Büro der Rechtsanwaltsfirma Merskin & Threadwell an der Church Street in Weybridge führte Amy Burgess durch die Baker Street an der Tierhandlung des alten Wesley McBridle vorbei, in dessen Schaufenster es immer ein paar Vogelkäfige mit den schönsten Vögeln und auch ein paar Aquarien mit tropischen Fischen zu sehen gab. Und da das Futter für die beiden Beos, die Amy zu Hause in einer großen Voliere im Wintergarten hielt, wieder einmal zur Neige ging, betrat Amy auf ihrem Heimweg den Laden an einem späten Nachmittag. Wie üblich bei solcher Gelegenheit kam sie mit dem alten McBridle ins Gespräch, fragte ihn nach neuen Vögeln und ihrer Herkunft und danach, was es in seiner Tierwelt sonst Neues gebe.

»Ach wissen Sie, Amy«, meinte Wesley McBridle, »das Geschäft geht zurzeit recht schleppend. Kein Mensch interessiert sich mehr für exotische Vögel. Nicht mal einen Kanarienvogel habe ich in den letzten vier Monaten verkaufen können. Was mein Geschäft am Lau-

fen hält, ist der ›Kennel‹ hinter dem Haus. Ich habe augenblicklich acht Gäste von Leuten aus dem Ort, die in den Ferien sind. Hören Sie sich nur den Krach an!« Er öffnete die rückwärtige Tür zum Hof. »Ist ja kein Wunder. Die fühlen sich verraten und verkauft. Ich habe schließlich keine Zeit mit den zum Teil doch sehr verwöhnten Tieren zu spielen. Übrigens habe ich auch ein paar Hunde zum Verkauf, die glücklicherweise nicht so einen Krach machen. Ein paar Border-Collie-Welpen und einen jungen Hund, einen Rüden, von einer Rasse, die nicht einmal ich kenne. Ein ganz sonderbares Tier, wie es mir eigentlich noch nie begegnet ist. Er ist sehr ruhig, immer höflich, meldet sich nie, frisst, was er bekommt und sieht einen mit seinen grünen Augen nur an, als sei man Luft. Ich sage Ihnen, ein ganz sonderbares Tier.«

Amy, die für alles, was zum Tierreich gehört, Interesse hatte, wenn man einmal von Spinnen und Kriechtieren absah, trat neugierig durch die Tür. Im ersten Zwinger in der langen Reihe des Kennels lag auf dem sauberen, mit Sägespänen bestreuten Boden ihr zugewandt ein großer, schlanker Hund mit glänzend schwarzem Fell und buschiger Rute. Der Kopf mit einem ziemlich langen Fang und großen, aufgestellten spitzen Ohren, lag auf den Vorderläufen. Die weiten grünen Augen sahen ruhig in die Welt. Man hatte den Eindruck, als wenn sie nicht wahrnahmen, dass gerade zwei Menschen vor dem Zwinger aufgetaucht waren. Die Rute blieb ruhig und auch die Ohren spielten nicht.

»Was für ein schönes Tier«, dachte Amy und hockte sich vor den Zwinger, um den Hund besser betrachten zu können. Zunächst änderte sich nichts, er sah durch sie hindurch in eine andere Welt. Amy machte ein paar begütigende Geräusche und sagte dann ruhig: »Es ist schade, dass du nicht mit mir reden kannst und offenbar auch nicht willst. Du bist ein schönes Tier und ich bewundere dich.«

Es war, als wenn der Hund sie verstanden habe. Obwohl er sich nicht regte, hatte Amy das deutliche Gefühl, dass sich der Fokus seiner Augen änderte, er sich auf sie einstellte und sie zur Kenntnis nahm. Die Augen schienen sogar größer zu werden und sich den Weg in ihre Augen zu suchen, ehe er sie schloss.

Amy stand auf und wandte sich Wesley McBride zu.

»Ein recht außergewöhnlicher Hund. Sie wissen nicht von welcher Rasse? Wo haben Sie ihn eigentlich her?«

»Keine Ahnung, welche Rasse; ich habe in meinen Hundebüchern nachgesehen und nichts gefunden; jedenfalls keine Züchtung aus unserem europäischen Bereich, andererseits kann es keine Zufallskreuzung sein, was wir ›Promenadenmischung‹ nennen. Dafür ist er – wie soll ich es nennen? – zu edel. Das sieht man doch gleich. Ein junger Mann hat ihn mir vor ein paar Wochen gebracht und fast geschenkt. Er hatte den Hund aus Ägypten mitgebracht, wo er als Soldat stationiert war. Er konnte ihn nicht mehr halten, weil er einen Job in Übersee angenommen hatte und ihn nicht mitnehmen wollte. Im Übrigen sagte er mir, dass er mit dem Hund nicht richtig fertig geworden sei. Er habe nie eine Beziehung zu ihm aufbauen können.«

Inzwischen standen die beiden wieder im Laden und Amy bezahlte das Vogelfutter.

»Wären Sie vielleicht an dem Hund interessiert, Amy?«, wollte Wesley McBridle wissen, und man merkte, dass ihn die Frage einige Überwindung gekostet hatte.

»Ich? Oje, was soll ich mit so einem Riesen, Mr McBridle? So schön und irgendwie merkwürdig das Tier ist, ich habe genug mit meinen Beos zu tun. Wo soll der Hund denn bei uns bleiben? Glauben Sie nicht, dass mein Vater sich bedanken würde, wenn ich ihm so einen Koloss ins Haus holen und seiner Aufsicht überantworten würde, wenn ich nicht da bin? Und ich habe den Verdacht, dass unsere Hilfe sofort kündigen wird, wenn ich mit ihm ankomme. Nein, nein. Kein Gedanke. Wer soll denn für ihn sorgen?« Und damit verabschiedete sie sich.

Abends beim Abendessen mit ihrem Vater beschrieb sie ihm das Erlebnis. Der alte Herr schmunzelte zunächst, besann sich dann und fragte seine Tochter: »Hm, Wesley hat keine Ahnung, welcher Rasse der Hund angehört? Und er kommt aus Ägypten? Beschreibe mir den Vierbeiner einmal genauer.«

Als Amy das getan hatte, wiegte der alte Offizier nachdenklich seinen Kopf hin und her. »Ich habe Köter, die etwa so aussahen,

wie von dir beschrieben, gelegentlich in Ägypten gesehen. In einigen Gegenden des Landes, besonders am oberen Nil, wurden sie sogar verehrt. Man sah in ihnen das Abbild eines ihrer früheren Götter. Die Fellachen wurden richtig aufsässig, wenn man einen dieser Hunde schlecht behandelte. Es ist ja komisch, dass du mich mit dieser Geschichte an lange vergangene Dinge erinnerst. Wir hatten einen Leutnant im Regiment, der sich eines Tages einen solchen Hund anschaffte und später erklärte, dass der Hund wie ein Mensch gewesen sei und ihn verlassen habe, weil er, der Leutnant, ihn nicht verstanden habe. Was für ein Nonsens! Ich habe den Leutnant ermahnt.«

Am nächsten Nachmittag hielt Amy abermals vor Wesley McBridles Tierhandlung, zögerte einen Moment und ging dann entschlossen in das Geschäft. Der Ladeninhaber zog die Augenbrauen hoch.

»Sie brauchen bestimmt kein Futter mehr für die Beos?«

»Nein, ich möchte noch einmal den Hund nebenan sehen.«

Sie stand erneut vor dem Zwinger, in dem der schwarze Hund in gleicher Ruhestellung lag. Als sich Amy vor den Zwinger hockte und ihm in die grünen Augen sah, merkte sie den Unterschied. Der Hund erkannte sie. Es kam wieder zu einer Art Verbindung ohne Worte über den Blick. Diesmal schloss er seine Augen nicht. Es gab auch eine andere Veränderung: Seine Rute klopfte wedelnd zweimal auf den Boden, für jeden, der Hunde kennt, ein Zeichen, der Begrüßung.

Amy war gerührt. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, als wolle er ihr etwas mitteilen, wie etwa, dass er Vertrauen zu ihr habe, und schalt sich gleichzeitig für ihre Gefühlsduselei.

»Haben Sie eine Ahnung, wie alt das Tier ist, Mr McBride?«

»Nicht genau, Miss Amy. Der junge Mann erzählte mir, er habe ihn als Welpen gekauft, und da er nur zwei Jahre in Ägypten war und den Hund nicht gleich gekauft haben wird, dürfte er nicht viel älter als zwei, vielleicht drei Jahre sein. Übrigens: Gesund ist er jedenfalls. Ich habe ihn, bevor ich ihn übernahm, vom Veterinär untersuchen lassen.«

»Und hat er einen Namen?«

»Der junge Mann rief ihn ›Black‹, also Schwarz, und erklärte, er habe ihn wegen seiner Fellfarbe so genannt. Ein bisschen einfalllos, wie ich finde. Ich kann nicht sagen, ob der Hund selbst den Namen akzeptiert hat. Bei mir hat er nie darauf reagiert. Aber er hat sowieso auf keine Ansprache reagiert, sondern immer nur sein Futter genommen, sich ein bisschen Bewegung verschafft und sonst so dagelegen wie jetzt.«

Als Amy mit ihrem Vater beim Abendbrot saß, kam sie erneut auf den Hund zu sprechen.

»Wenn dir danach ist, Amy, kauf dir den Hund. Ich habe nichts dagegen. Ich mag Tiere. Sprich nur alles mit unserer Hilfe ab, damit er gut versorgt ist, und sage mir, wo du seinen Schlafplatz einrichtest, damit ich nicht über ihn stolpern muss.«

Er lächelte gutmütig.

.....

DES KÖNIGS TOCHTER

Es war einmal ein Königskind. Es trug den Namen Editha und war viertes Kind und einzige Tochter des Königs Ermerich von Friedland und seiner Frau, Königin Roswitha.

Friedland war ein Land inmitten der bekannten Welt, ein Land, in dem viele Menschen lebten und nichts anderes kannten, als das Leben, wie es immer gewesen war: friedlich und arbeitsam, mit einem Auskommen für jeden, unter der wohlwollenden Regierung eines Königshauses, das es seit eh und je gegeben hatte.

Editha war das letzte der vier Kinder, die dem Königspaar geboren wurden. Der jüngste der drei Buben vor ihr war schon sechs Jahre alt, als Editha als Nachkömmling auf die Welt kam. König Ermerich, ein Mann in den besten Jahren, freute sich, als der Hofarzt ihn davon unterrichtete, dass seine Frau einem gesunden Mädchen das Leben geschenkt und die Entbindung gut überstanden habe. Er ließ zunächst den Hofjuwelier kommen und suchte ein schönes Geschmeide aus, das er seiner Frau zum Geschenk machen wollte. Anschließend besprach er mit dem Hofgeistlichen die Einsegnung und Namensgebung für das Kind. Und der war nach dem Kalender ›Editha‹, was nach seinem Geschmack ein akzeptabler Name war, weil die als Heilige verehrte Frau eines der größten Fürsten der bekannten Welt einmal diesen Namen getragen hatte und der Name passenderweise den gleichen Klang hatte, wie der seiner angebeteten Frau. Schließlich befragte er den Hofastrologen nach den Zeichen des Himmels, unter denen das Kind geboren wurde und nach dessen Lebensaussichten. Der alte Mann, der sich Origines nannte und in einem alten Turm wohnte, von dessen hoher Warte er nächtlich den Himmel beobachtete, sah seinen König eine Weile schweigend an.

»Nun?«, forderte der König. »Sag mir, was du gesehen hast und lass mich nicht warten.«

»Es tut mir leid, Majestät, ich weiß nicht recht, wie ich meine Meinung zusammenfassen soll. Soweit ich sehen kann, sind die Aussichten für das kleine Kind nicht eindeutig. Einerseits habe

ich aus der Konstellation verschiedener Sterne den Eindruck, dass irgendeine Dunkelheit ihr Leben behindern wird. Andere Sterne hingegen versprechen ihr ein Leben in Klarheit, Fülle und schließlich mit großem Glanz. Ich kann Euch leider kein klareres Bild von dem geben, was auf das Mädchen in seinem Leben wartet.«

König Ermerich erwog einen Moment, ob er Origines als Hofastrologen absetzen oder irgendwie für seine unbestimmte Voraussage bestrafen sollte, ließ das aber bleiben, weil er in vielen anderen Fällen zutreffende Voraussagen getroffen hatte und er seinen seherischen Kräften eigentlich vertraute.

Er entließ den Hofastrologen mit der Bemerkung, es sei doch sehr bedauerlich, seiner Frau keine klarere Nachricht mitbringen zu können, und er solle sich in der Folgezeit eingehender mit der Konstellation seiner Sterne befassen. Dann machte er sich auf den Weg zur Kemenate seiner Frau. Die beiden in Paradeuniform gekleideten Wachen vor der großen Tür präsentierten ihre Waffen, als der König kam und öffnete die Tür zu einem eindrucksvollen Gemach mit drei hohen Fenstern, dem Salon der Königin, vor dem sich ein Balkon befand, von dem man weit ins Land schauen konnte – bei schönem Wetter war das Königin Roswithas Lieblingsplatz.

Daneben war das Schlafgemach der Königin. Zentrum des Zimmers war das imposante Himmelbett, in dem die Königin auf weißen Kissen lag, hergerichtet für diesen ersten Besuch des Königs. Sie sah ihrem Mann entgegen. Hinter ihrem Bett standen zwei Hofdamen und die Hebamme, die in einen tiefen Knicks versanken und sich auf einen Wink der Königin in ein Nebengelass zurückzogen.

»Wie blass sie aussieht«, dachte König Ermerich und fühlte eine seltene Rührung. »Diese Geburt hat sie wohl mehr mitgenommen, als die drei anderen, die sie immer strahlend überstanden hat.«

Er beugte sich über seine Frau, küsste ihr die Stirn, fasste ihre Hand und küsste auch die. Er setzte sich auf die Bettkante, ohne ihre Hand loszulassen.

»Wie geht es dir, meine Liebe? Hast du diese schweren Stunden einigermaßen überwunden?« Als sie nickte, fuhr er fort: »Ich bin dir so dankbar!« und legte ihr das Geschmeide – eine Goldkette mit

edlen Steinen – auf die Bettdecke. Nun küsste die Königin gerührt die Hand ihres Mannes.

»Ich freue mich über unser Neugeborenes, weil es ein Mädchen ist. Jungen sind gut zur Sicherung der Erbfolge, aber ein Mädchen ist etwas für das Herz des Vaters, vor allem, wenn es so lebt, dass sich der Vater freuen kann.«

Königin Roswitha sah ihren Mann etwas erstaunt an und fragte, warum er denn diese einschränkende Bemerkung mache.

Der König erzählte ihr von seinem Gespräch mit dem Hofastrologen Origines und seinem merkwürdigen Verdikt und fragte: »Wo ist dieses kleine Wesen denn eigentlich? Ich möchte es einmal sehen und ihm den neuen Namen sagen, den ich mit dem Hofgeistlichen ausgesucht habe. Es soll Editha heißen, weil das ein berühmter, heiliger Name ist und weil er deinem Namen so ähnlich ist.«

»Das Kind ist hier links in der Krippe neben meinem Bett, Ermerich«, antwortete die Königin und rief nach der Hebamme, die sogleich herbeieilte und auf einen Wink das Baby aus der Krippe nahm und der Königin in den Arm legte.

König Ermerich beugte sich über den Säugling und sah das kleine, etwas rote und schrumpelige Gesicht unter einem dunklen Haarschopf, aus dem zwei blaue Augen in die Welt sahen. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass die Augen ihn nicht sahen und sagte das auch der Königin. Die Hebamme mischte sich ein und erklärte, dass Neugeborene für Wochen noch keinen richtigen Gebrauch von ihren Augen zu machen wüssten. Und damit gab sich der König zufrieden, nachdem der Hofarzt diese Weisheit bestätigt hatte.

Als der König einige Wochen später wieder einmal seine Gemahlin Roswitha in ihrer Kemenate besuchte, um nach seiner Tochter zu sehen und sich über die Wiege beugte, schmunzelte er erfreut, denn das kleine Wesen war nun glatt, rosig, hübsch und lebhaft. Es sah ihn, als er ein paar zärtliche Worte murmelte, gleich an.

»Wie hübsch unser Töchterchen ist«, stellte er stolz fest. »Ich werde mir Gedanken machen müssen, an wen wir sie eines Tages verheiratet werden. Wenn sie so schön wird, wie ihr Aussehen es jetzt verspricht, kommt ohnehin nur ein bedeutender anderer

Herrscher als Bewerber in Betracht. Das wird unserer politischen Situation und dem allgemeinen Frieden sehr gut bekommen.«

Damals war das noch so: Man sicherte den Frieden in der Welt nicht so sehr durch Soldaten und Kriegsgerät, sondern indem man in den herrschenden Kreisen familiäre Bande über die bekannte Welt zog, weil Streit in der Familie, wenn er auch nicht ausgeschlossen ist, aber doch eine gewisse Hemmschwelle zu überwinden hat.

»Ach, bis dahin bleibt uns viel Zeit, mein Mann. Wolle Gott, dass die kleine Editha in Frieden groß wird und wir unsere Freude an dem Kind haben können.«

Der König war um die Wiege herum zu seiner Frau an deren Sessel getreten, ohne sein Töchterchen aus den Augen zu lassen.

»Als du sprachst, hat sie ihren Kopf zu dir gewendet, Roswitha. Ich will sehen, ob sie wirklich schon Geräusche aufnimmt und ihnen folgt.«

Er ging um das Bettchen herum und sprach von verschiedenen Seiten das kleine Mädchen an. Und tatsächlich, es drehte jedes Mal seinen Kopf zu ihm hin, wenn er es ansprach. Als er dann an das Ende des Bettes trat und das kleine Geschöpf erneut ansprach, hatte er den Eindruck, dass dessen fest auf ihn gerichteter Blick durch ihn hindurchging, als wenn er ein fernes Ziel suche. Irritiert sann der König nach, was das wohl bedeuten könne. Und da er ein recht erfahrener und bedachter Mann war, hielt er dem Kind einen Finger vor die Augen und bewegte ihn mehrmals langsam von links nach rechts. Die Augen des Kindes folgten dem Finger nicht. König Ermerich war zutiefst erschrocken. Er versuchte das Gleiche noch einmal. Es blieb dabei, die Augen des Kindes blickten unbewegt in die Ferne. Dabei lächelte es.

Königin Roswitha hatte ihren Mann beobachtet.

»Was machst du denn da mit dem Kind?«

»Ich mache mir Sorgen, dass das Kind seinen Vater nicht erkennt.«

Und er zeigte der Königin, die zu ihm getreten war, warum er so besorgt war. Nun überfiel auch die Königin die Angst.

Da hatte König Ermerich die Kammerfrau der Königin schon beauftragt, sofort den Hofarzt herbeizubringen. Der kam in kürzester Zeit und traf auf das bestürzte und aufgeregte Königspaar.

»Seht Euch einmal dies an, Hofarzt«, wies König Ermerich ihn an und machte mit dem Hofarzt neben sich erneut seinen Versuch mit dem Kind.

»Sagt mir nun: Kann das Kind sehen oder nicht? Ist es etwa blind?«

Nun kam der Hofarzt ins Schwitzen, denn er erinnerte sich an die vom König kurz nach der Geburt geäußerte Befürchtung. Gleichzeitig begann das kleine Wesen, offenbar gestört durch die vielen aufgeregten Stimmen, ein Wehgeschrei, das die Stimmung des Fürsten nur noch mehr beeinträchtigte.

»Nun?«

»Ich kann ohne eingehende Untersuchung kein Urteil fällen, Majestät. Bitte gebt mir einen Tag dafür, dann werde ich berichten.«

»Tut das, ich sehe Euch hier morgen wieder.« Und er fügte hinzu: »Es ist besser, Ihr macht Eure Sache gut!«, was immer diese Worte für den armen Hofarzt bedeuten mochten. Der König küsste seiner weinenden Frau die Hand und verließ das Gemach.

Die gleiche Stunde am nächsten Tag brachte die Katastrophe. Es wurde eine Stunde mit vielen schlimmen Folgen für das Familienleben des Königshauses, und da es ein regierendes Königshaus war, sogar mit Folgen für viele andere Menschen.

Als der König erneut in die Kemenate der Königin kam, fand er einen tief zerknirschten Hofarzt vor und eine weinende Königin, umgeben von ihren schluchzenden Hofdamen.

»Nun?«, polterte König Ermerich ohne jede Höflichkeit gegenüber den Damen und schon gar nicht gegenüber dem Hofarzt.

»Das Kind ist blind«, gab der Hofarzt zu. »Es war, wie ich zugehen muss, bereits bei der Geburt blind. Wir verstehen heutzutage nicht viel von den Ursachen. Offenbar leidet es unter einem seltenen Defekt, dass seine beiden Augen keine Verbindung zu seinem Gehirn haben, das die Gabe des Sehens gestaltet. Es tut mir sehr leid, denn dieser Defekt ist, nach dem, was wir wissen, nicht behebbar.«

Und damit senkte er sein Haupt und erwartete die Entscheidung des Königs.

Der stand einen Moment mit gefurchter Stirn und düsterer

Miene da. Was für eine entsetzliche Enttäuschung! Und obwohl er als bedachter und gerechter Monarch galt, hatte er auch eine jähzornige Veranlagung, die ihn in diesem Augenblick überkam und veranlasste, folgenschwere Entscheidungen zu fällen.

»Ihr seid entlassen, Hofarzt«, zischte er gereizt. »Verlasst den Hof. Sofort! Ich will Euch hier nicht mehr sehen. Seid froh, dass ich Euch nicht mit einem Gerichtsverfahren verfolge, weil Ihr Eure Aufsicht über die Geburt und das Wohl des Kindes verletzt haben könntet.«

Der nächste Wortschwall traf die Königin. »Sie haben mich enttäuscht, Roswitha«, sagte er steif und förmlich. »Statt mit einem Mädchen, das die Freude ihres Vaters hätte werden und der dynastischen Sicherheit unserer Familie und damit dem Frieden des ganzen Landes hätte dienen können, haben Sie uns eine Missgeburt geschenkt! Eine Missgeburt, Roswitha!«, wiederholte er sehr viel lauter, als es sich gehörte, verließ abrupt das Zimmer und ließ eine völlig verzweifelte Königin zurück.

Die Enttäuschung des Königs war so groß, dass er die Königin für Wochen und Monate nicht mehr ansah, sodass schon Gerüchte am Hof umliefen, er habe beschlossen, sie zu verstoßen. Jedenfalls bestand große Unruhe am Hof. Der König schien seine sonst offene und aufgeschlossene Art eingebüßt zu haben. Er war meistens in sich gekehrt und kurz angebunden, oft finster und ließ sich häufiger zu jähzornigen Reaktionen und harten Urteilen hinreißen. Selbst seine drei Söhne, der zehnjährige Ansgar, der achtjährige Osgar und der sechsjährige Rutgar, deren Erziehung er mit Anteilnahme und offenem Ohr begleitete, mussten unter seinem Missmut leiden. Er stellte ihnen höhere Anforderungen, war ungeduldig mit ihnen und tadelte sie und ihre Lehrer häufiger. Selbst den höchsten Beamten der Regierung und den Mitgliedern wichtiger Gesandtschaften befreundeter Länder erging es nicht besser.

Über dem Hof, über der Regierung und schließlich über dem ganzen Land breitete sich eine dunkle Wolke der Unsicherheit, der Unzufriedenheit, ja, auch der Angst vor der Zukunft aus. Denn wenn ein wichtiger Orientierungspunkt der Menschen sich verän-

derte, und das war das Königshaus für die Menschen von Friedland, dann veränderte sich ihr Lebensgefühl.

Die Räumlichkeiten der Königin machten seit diesem Ereignis einen traurigen Eindruck. Sie selbst kleidete sich in dunkle Gewänder und duldete in ihrer Nähe keine helle Kleidung, kein Singen und Lachen. Es gab keine Feste mehr und keine Unterhaltungsspiele. Auf ihre Anordnung waren alle Gemächer mit dunklen Tapeten und Vorhängen umdekoriert worden.

Es gab trotzdem einen Lichtpunkt in dieser gedrückten Atmosphäre: die kleine Editha selbst. Sie lag in weißen Kissen und freute sich offenbar des Lebens, wenn sie nicht schlief. Sie streckte die Ärmchen aus, krakelte und brabbelte lustig vor sich hin, wenn sie einen Laut am Bettchen hörte und wurde mit jedem Tag hübscher mit ihren schwarzen Haaren und blauen Augen, die allerdings immer etwas starr in die Welt gerichtet waren und sich nur bewegten, wenn das Kind das leiseste Geräusch aufnahm.

Zunächst hatte die Königin in ihrem großen Kummer das Kind gar nicht mehr sehen wollen und angeordnet, dass eine Amme sich seiner annehme. Als sie aber ein paar Tage danach an der Wiege vorbeikam, das lustige Geschrei hörte und das süße Gesichtchen sah, da krampfte sich ihr Herz zusammen. Sie hob das Kind aus seinem Bettchen, setzte sich und legte es an die eigene Brust. Von da an war sie wieder Mutter und die Amme nur – wie nennt man das heute? – auf Stand-by.

Sie beschäftigte sich stundenlang mit ihrer kleinen Tochter und glaubte bald, Anzeichen von großer Lebhaftigkeit und erstem erstaunlichen Können zu entdecken, wie es ja nur natürlich ist, dass Mütter in ihren Kindern Außerordentliches sehen, und hier umso mehr, da sie sich an das Verdikt des Hofastrologen erinnerte, das ihrer Tochter einerseits eine dunkle Wolke über ihrem Leben voraussagte, was eigentlich nur ihre Blindheit betreffen konnte. Andererseits, hatten die Sterne ihr nicht auch ein Leben in Klarheit und Fülle prophezeit? Und tatsächlich, Editha konnte schon bald deutlich unterscheiden, wer sich ihrem Bettchen näherte. Es gab keinen Zweifel, dass sie fröhlich gluckerte und ihre Ärmchen

ausstreckte, wenn ihre Mutter sich näherte und mit ihr sprach, und dass sie sich sogar abwendete, wenn der Hofgeistliche zum Bettchen trat und ein paar Worte murmelte. Die Königin lud ihre Söhne ein, ihre Schwester kennenzulernen. Das Baby wurde richtig vergnügt, als die drei Jungen sich über sein Bettchen beugten und ihm irgendetwas sagten. Als es fröhlich lachte, waren die Jungen beeindruckt und erklärten, dass sie ihre Schwester gerne akzeptierten. Sie müsse nun aber schnell groß werden, um mit ihnen spielen und Sport treiben zu können.

Als Editha zwei Jahre alt wurde, gab es für sie eine Geburtstagsfeier. Sie konnte inzwischen laufen, hatte ein weißes Kleidchen an und sah aus wie ein Engelchen. Die Königin und alle Hofdamen standen um sie herum und bewunderten sie und waren sich darüber einig, sie seien noch nie einem so hübschen und vor allem einem so intelligenten Kind begegnet. Jede von ihnen wusste, dass es blind war, jede wusste aber auch, dass es jeden an seiner Stimme, sogar an der Gangart erkannte. Es identifizierte die Menschen, wenn sie sich ihm näherten, schon am Geruch und an der Berührung, wenn sie seine Hand nahmen oder es streichelten. Wenn es jemand war, der ihm bekannt war, sprach es ihn gleich mit dem Namen an; wenn nicht, fragte es: »Wer bist du? Ich kenne dich leider nicht!« und wusste in Zukunft sofort, wen es vor sich hatte, wenn es diesem Menschen erneut begegnete, was auf sein außergewöhnlich gutes Gedächtnis hinwies. Der neue Hofarzt, den die Königin über diese Fähigkeiten zurate zog, erläuterte, dass es sich um eine erstaunliche Sensibilität aller Sinne handelte, die nur damit zu erklären sei, dass die Natur ausgleichen wolle, was sie dem Kind hinsichtlich seines Sehens versagt habe.

Dabei merkte man Editha ihre Blindheit nicht einmal gleich an, weil sie sich sofort mit der Wendung ihres Köpfchens auf die, die es ansprachen, einstellte. Auch an ihren Bewegungen sah man es nicht ohne Weiteres. Sie trippelte in einer ihr bekannten Umgebung sicher herum, nur wenn sie erstmals in eine neue Gegend kam, ließ sie sich an der Hand führen, merkte, wenn ihr Gegenstände im Weg

standen oder sie auf Lebewesen traf. Wenn ihr Tiere, ein Hund, eine Katze, ein Pferd vorgestellt wurden und sie das Tier mit der Hand fühlen und seinen Geruch aufnehmen konnte, war sie gleich vertraut mit ihm und erkannte es beim nächsten Mal mit ziemlicher Sicherheit wieder. Und alle Tiere mochten sie. Offenbar strahlte sie etwas aus, was jedes Tier mit Zutraulichkeit, man könnte fast sagen mit Zuneigung, erfüllte. Und so erging es auch allen Menschen, mit denen sie zusammenkam, nicht zuletzt ihren Brüdern. Die drei waren wirklich nicht das, was man Musterschüler oder sogar Chorknaben nennt, sondern recht ausgelassene Burschen. Ansgar, der Älteste, war schon in dem, was man Flegelalter nennt, heckte häufig Streiche aus und machte dummes Zeug, was ihm manche Ermahnung und ab und zu einen Jagdhieb seines Vaters oder des Leiters der Leibwache des Königs einbrachte, der vom König, der seinen Sohn kannte, extra dazu ermächtigt worden war. Und die beiden Jüngeren versuchten, dem Vorbild ihres Bruders nicht zu sehr nachzustehen. Nur wenn die drei wieder einmal zu Besuch bei der Königin waren und ihre Schwester trafen, waren sie wie verändert und gingen mit dem Mädchen sanft und zärtlich um. Editha vergötterte ihrerseits ihre Brüder und wäre am liebsten mit ihnen gegangen, was natürlich nicht sein konnte.

Nur der König nahm keine Kenntnis von seiner Tochter. Wenn jemand wohlmeinend zu ihm über den Liebreiz und die so deutlichen Begabungen des Mädchens sprechen wollte, verbat er sich das, selbst wenn es sich um Menschen handelte, die sein ganzes Vertrauen hatten, wie zum Beispiel seine Schwester Hermine, die mit dem König Gunther von Wasserland verheiratet war und gelegentlich zu Besuch kam. Bei ihr nahm er sich allerdings mit seinen Worten in Acht und nannte seine Tochter nicht Missgeburt, denn er wusste um die Streitbarkeit seiner Schwester und ihre scharfe Zunge und hütete sich, die herauszufordern. Aber das konnte man nicht als Nachgeben in seiner väterlichen Unzufriedenheit ansehen, sondern musste es eher als diplomatische Vorsicht auslegen, denn Friedland musste an einem guten Einvernehmen mit Wasserland gelegen sein.

Editha war nicht älter als vier, als ihre geistigen Gaben so evident wurden, dass die Königin beschloss, einen ersten Lehrer für sie zu suchen, eine wirklich schwere Wahl, bei der sie sich, um nichts zu versehen, von vielen angesehenen Persönlichkeiten bei Hof und auch sonst im Land beraten ließ. Da war zunächst natürlich der Haupterzieher ihrer Söhne, ein sehr gelehrter Magister Donodemus. Außerdem suchte sie den Rat des ersten Ministers, dem des Ministers für Kultur und Bildung, dem des Hofgeistlichen, des Leiters der Akademie der Wissenschaften, des Hofarztes, des Hofkomponisten und nicht zuletzt den ihrer Schwägerin Hermine, mit der sie schwesterliche Zuneigung verband, obwohl die etliche Jahre älter war. Die empfahl ihr eine Gouvernante aus dem Schottenland im Norden, die ihre zwei Kinder mit gutem Erfolg erzogen habe, wie sie sagte. Diese Amanda Frowien sei menschlich erfahren, gut versiert in vielen Sprachen und Fächern der allgemeinen Bildung, dabei nicht trocken vor Gelehrsamkeit, sie kenne sich auch mit Musik und gesellschaftlichen Dingen aus, die für eine kleine Prinzessin von Wichtigkeit werden würden.

Nachdem die Königin mit allen Beratern gesprochen und viele der ihr vorgestellten möglichen Lehrer selbst kennengelernt hatte, war sie völlig verunsichert und einigermaßen verzweifelt. Jeder ihrer Berater hatte eine andere Vorstellung davon, wie das Kind erzogen und ausgebildet werden sollte. Der eine legte das Hauptgewicht auf alte Sprachen, der andere auf neue Sprachen, der Dritte auf die schönen Künste, der Vierte auf die Wissenschaften der Natur und der Fünfte meinte, das Wichtigste sei die Erziehung des Leibes durch angemessene körperliche Übungen, aber später auch in sportlichen Dingen wie Reiten, Fechten und Schwimmen. Man legte ihr sogar ein sogenanntes Curriculum für die Erziehung junger Damen königlichen Geblüts vor, das jede Bildungsmaßnahme für die nächsten fünfzehn Jahre festlegte. Nachdem die Königin sich damit eine lange Nacht beschäftigt hatte, kapitulierte sie. Sie sandte einen Boten zu ihrer Schwägerin Hermine und bat darum, ihr doch bitte die Dienste der Frau Amanda Frowien zu vermitteln.

.....

DER GÖTTLICHE FUNKE

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Roland. Er war Teil einer großen Familie und hatte in seiner Kindheit ein behütetes Leben. Roland war kein Stubenhocker; am liebsten war er draußen unterwegs, im Garten oder noch lieber in der freien Natur und dort wieder am liebsten, wo sie am unberührtesten war oder jedenfalls zu sein schien. Das war im tiefen Wald, der sich weit hinter dem elterlichen Haus erstreckte, das war der endlose Strand am Meer mit den ihm vorgelagerten Dünen in den Sommerferien, das war die unberührte Heide, die er erlebte, wenn er Ferien bei den Großeltern machte. Er wurde nicht müde, alle Dinge der Natur, die lebenden und scheinbar toten zu besehen, sich für sie zu interessieren, mit ihnen auch auf seine kindliche Art und Weise zu reden und über sie zu lernen. Das galt für Tiere und Vögel, Pflanzen aller Art, Steine, für Sonne, Mond und Sterne, Regen, Licht und Wolken.

Was ihn interessierte, nahm er mit, wenn er konnte, um es länger zu besehen und um sich damit weiter beschäftigen zu können. Das galt nicht nur für Steine und kleine Pflanzen. Er brachte Frösche mit nach Hause, einmal einen Maulwurf, der so unvorsichtig gewesen war, sich kurz über der Erde sehen zu lassen, er fing nicht nur mit Leidenschaft Molche in den Gräben nahe am Wald, sondern erschien eines Tages zum Entsetzen der Familie sogar mit ein paar Blutegeln, die er in einem Marmeladeneimer aufbewahrte, bis sie plötzlich verschwunden waren. Ein Igel, den er eines Abends am Waldrand entdeckt hatte, brachte er in seiner Mütze mit. Der Igel hielt es zwei Wochen lang in seinem Zimmer aus, weil er ihn sorgsam mit Wasser und Regenwürmern versorgte, die er selbst aus dem Komposthaufen im Garten wühlte. Das währte so lange, bis er gegen seinen eigenen Wunsch den Rat der Mutter akzeptierte, dem armen Tierchen nicht das zu entziehen, was er selbst am liebsten hatte: die Nähe zur Natur.

Diese innige Verbindung zur Natur stammte von seiner Mutter. Sie vermittelte ihren Kindern ihre Leidenschaft für die Umwelt, deren natürlichen Erscheinungsformen und was sie für die Menschen

bedeuten. Sie lehrte sie die Namen von Pflanzen, Tieren und Vögeln, suchte mit ihnen Beeren und Pilze und lehrte sie, die essbaren von den ungenießbaren und giftigen zu unterscheiden, suchte in den Ferien mit ihnen am Strand nach Bernstein oder Versteinerungen und brachte ihnen das Angeln bei. Alles das fiel bei dem kleinen Roland auf viel fruchtbareren Boden als bei seinen Geschwistern und verankerte sich tief in seinem kindlichen Bewusstsein.

Sobald Roland lesen konnte, kannte er besonders abends nichts Fesselnderes, als in allen möglichen Büchern, die er sich schenken ließ oder borgte, über das nachzulesen, was er über diese Dinge der Natur näher wissen wollte. Wie freute er sich, wenn er in einem Vogelbuch den Pirol wiederfand, der am Morgen in der Birke hinter dem Haus geflötet hatte. Wie enttäuscht war er, als er in seinem Buch entdeckte, dass das Weibchen des attraktiven Vogels leider vergleichsweise traurig aussah und nicht die schöne gelbe Farbe hatte wie ihr Männchen. Er wollte bei allem, was ihn so interessierte, immer mehr und alles genau wissen und war von unstillbarer Neugier. Sein liebstes Fragewort war – wie könnte es anders sein? – das Wort ›Warum?‹.

Nach und nach hingen überall in seinem Zimmer Karten, auf denen die Vögel, Bäume, Blumen und Gräser abgebildet waren, und er wurde nicht müde, in der Natur nach ihnen zu suchen und die Rispen der Gräser und Blütenblätter und Staubgefäße der Wiesenblumen zu zählen.

Sobald er wusste, wie er mit den Dingen umgehen musste, legte er sich ein Herbarium an, dann kam ein Aquarium hinzu und schließlich ein Terrarium, in dem eine Schildkröte und ein paar Eidechsen lebten. Zu guter Letzt fand er es notwendig, seine Mitmenschen, das heißt vor allem seine Familie, ausdrücklich auf die Schönheiten der Umwelt hinzuweisen und richtete ein kleines ›Museum der natürlichen Umwelt‹ in einem Gartenhäuschen ein.

Seine Eltern sahen sich manches Mal überrascht an, wenn er wieder einmal mit einer neuen Entdeckung oder mit einer Frage kam, die oft weit über den Horizont eines so kleinen Jungen hinausging. Sie stellten sich dann die Frage, was aus dem Jungen bloß einmal werden solle. Der hatte eines Tages die Antwort auf ihre geheime

Frage. Er wolle Naturforscher werden, also nicht etwa das, was anderen Buben als Lebensziel vorschwebte, Feuerwehrmann, Flieger oder gar Anstreicher. Er blieb bei dieser erklärten Wunschvorstellung bis in das Alter, in dem man über derlei Dinge nicht mehr so laut spricht, sondern sie für sich behält.

Zur behüteten Kindheit Rolands gehörte, wie man sieht, ein harmonisches Familienleben, in dem sich das Verständnis für das, was wir heute soziale Struktur nennen, ganz von alleine ausbildete. Jeder wusste, wo oben und wo unten war, jeder wusste, dass es Autorität gab, die bindend war, jeder lernte, dass andere auch Rechte und man selber ebenso Pflichten hatte. Das wurde allen Kindern durch gemeinsames Essen, gemeinsame Spaziergänge, gemeinsame Arbeiten im Garten, gemeinsames Singen und Musizieren, gemeinsames Spielen, gemeinsame Ferien und auch durch die Symbole vermittelt, die zum Leben der Familie gehörten, zum Beispiel die Einhaltung der überwiegend religiös begründeten Feiertage. Zu denen zählte natürlich vor allem Weihnachten. Und zentrales Symbol des Weihnachtsfestes war für alle der Weihnachtsbaum. Er stand in der wichtigsten Ecke des Weihnachtszimmers, reichte bis unter die Decke, war mit weißen Kerzen, Lametta, silbernen Glaskugeln und einem großen silbernen Stern auf seiner Spitze geschmückt. Am Heiligen Abend, wenn sich die Tür zur Weihnachtsstube öffnete, wurde er von der versammelten Kinderschar mit lautem »OH« und »AH« begrüßt, dem dann als erster Familienchorgesang das Lied »Am Weihnachtsbaum, die Lichter brennen ...« folgte. Erst danach kamen die mehr religiös begründeten Lieder und das Weihnachtsevangelium.

Der kleine Roland entdeckte erst später, dass der Weihnachtsbaum eigentlich ein richtiger Baum und nicht etwa nur eine künstliche Erscheinung war. Als ihm das aufgegangen war, erklärte er eines Weihnachtsabends, dass er, wenn er einmal groß sei, »Weihnachtsbäume wachsen lassen wolle, weil sich dann alle Menschen freuen und zu ihm kommen würden«.

Schule war für den intelligenten Jungen keine Schwierigkeit, eher eine unwillkommene Ablenkung von für ihn wichtigeren Dingen.

Deswegen hing sein Blick in der Schule auch mehr an den Fenstern des Klassenraums, vor denen ein paar Bäume den Stand der Jahreszeiten vermeldeten und in denen Vögel ihre Grüße sangen, als am Gesicht des Lehrers an seinem Pult. Er musste oft ermahnt werden, seine Aufmerksamkeit den Dingen zuzuwenden, die der Lehrer für wichtiger hielt. In seinen Zeugnissen fand das seinen Niederschlag in guten Noten in Fächern, die sein Interesse fanden, in schlechteren, die ihm nicht so lagen und natürlich in der Kopfspalte, wo über Aufmerksamkeit und Betragen geurteilt wurde.

Der Junge war aber kein Träumer, beileibe nicht. Schon sein Bemühen um die Anfertigung eines eigenen Herbariums, das Bemühen um eine Schmetterlingssammlung, der Aufbau seiner Sammlungen in seinem ›Museum‹ zeigten, dass er seine Hände und seine Fantasie gut zu gebrauchen wusste. Er war früher als üblich im Umgang mit Laubsäge, Klebe, Papier und später mit allen möglichen anderen Werkstoffen und Werkzeugen vertraut. Auch hier zeigte er große Wissbegier und das Bestreben, den Sachen auf den Grund zu gehen. Er konnte eine unendliche Geduld entwickeln, Dinge, die ihm nicht gleich auf Anhieb gelangen, immer wieder von vorne zu beginnen. So entstanden fast professionelle Ausstellungskästen, selbst gebastelte Weihnachtsgeschenke, und andere von der ganzen Familie bewunderte, handwerklich geglückte Gegenstände.

Als Roland etwas älter wurde, dehnte sich sein Sachverstand und sein Interesse an den technischen Gegebenheiten des täglichen Lebens weiter aus. Er baute nicht nur ein Mistbeet im Garten, verlegte dort eine Wasserleitung, konstruierte und baute eine Presse für Rübensaft, sondern reparierte auch den Koks-Heizofen für das Haus. Als einmal das Licht im Haus versagte, fand er die Schadstelle und reparierte sie. Es verstand sich schließlich von selbst, dass jedermann in der Familie, der irgendein Problem hatte, das handwerkliche Fertigkeiten voraussetzte, nach Roland rief, sodass der Vater eines Abends zur Mutter sagte: »Roland ist mir nicht mehr ganz geheuer. Ich habe mittlerweile kaum Handwerkerrechnungen zu bezahlen. Immer wenn hier zu Hause etwas passiert ist, ist es meistens schon in Ordnung gebracht, bevor wir einen Handwerker

bestellen können. Ich weiß nicht recht, ob wir das so ohne Weiteres laufen lassen können. Wenn der Junge einmal einen Fehler macht, dann kann uns das teuer zu stehen kommen.«

»Ich habe da keine so große Sorge. Der Junge ist nicht nur, wie man sagt, mit ›zwei rechten Händen‹ gesegnet, sondern er ist auch ein Perfektionist. Er würde sich nicht mit einer Sache zufriedengeben, wenn sie nicht allen Ansprüchen genügen würde. Neulich, als wir die neue Waschmaschine kriegten, hat mich der Installateur gefragt, wer denn die Anschlüsse verlegt habe. Das habe er doch machen sollen. Das sei allerdings so fachmännisch getan worden, dass er das nicht hätte besser machen können.«

»Na, ich weiß nicht, Erna. Wenn etwas passiert und die Versicherung kommt dahinter, dann sind wir dran.«

Aber es blieb dabei.

Es war eigentlich keine Überraschung für die Eltern, als Roland eines Tages erklärte, er möchte mit ihnen abends sprechen, alleine und ohne die Geschwister. Roland war gerade fünfzehn und hatte ein Zeugnis mit den üblichen Höhen und Tiefen nach Hause gebracht.

»Was will er wohl?«, fragte der Vater die Mutter.

»Er ist seit einiger Zeit irgendwie komisch, Richard. Er ist ständig mit seinen Gedanken woanders, gibt ausweichende Antworten, ist nicht mehr der ruhige, immer freundliche Rolli. Mir ist das nach seinem Zeugnis erneut besonders aufgefallen. Irgendwas sitzt dem Jungen quer. Wenn sich da nicht etwas zusammenbraut.«

»Der Junge ist in der Pubertät, Erna, und das macht ihn vielleicht unberechenbar.«

»Ich glaube, es ist mehr. Wir müssen mit ihm reden, sonst läuft er uns eines Tages noch davon.«

Abends saßen sie mit Roland zusammen.

»Du wolltest gern alleine mit uns sprechen, Roland«, begann der Vater, »... und das tun wir natürlich gerne. Wir haben dein Zeugnis gesehen und sind nicht sehr erbaut über die zum Teil schlechten Noten. Aber wir kennen ja inzwischen deine Stärken und Schwächen in der Schule, mein Junge. Wir können nur nicht verstehen, warum

das so ist und ob das so sein muss. Du bist doch ein intelligenter Bursche. Warum bringst du bloß so schlechte Zensuren, vor allem in Latein, in Mathematik und Geschichte nach Hause? Du weißt, dass zwei und erst recht drei Fünfer dazu führen, dass du sitzen bleibst. Da retten dich auch nicht die Einser in Biologie und Geografie und die Zwei in Deutsch.«

»Ich will nicht mehr zur Schule gehen, Vater. Ich will etwas tun, was Richtiges.«

»Du bist erst knapp fünfzehn, mein Junge. Glaubst du nicht, dass das, was allen jungen Menschen, die einmal Ansprüche an ihr Leben stellen wollen, eine gute geistige Ausbildung guttut? Das ist jedenfalls die Auffassung von uns, deinen Eltern. Und du kannst davon ausgehen, dass wir dein Bestes wollen.«

»Das weiß ich. Ich mag trotzdem nicht mehr in der Schule sein. Ich werde immer in den Fächern versagen, die mir nicht liegen. Und dann bin ich dran und in den Augen der Lehrer gebrandmarkt. Ich weiß, dass ich draußen besser abschneiden würde.«

»Was ist ›draußen‹? Hast du denn eine klare Vorstellung davon, was du suchst und glaubst finden zu können? Die meisten Berufe, die wir uns für dich vorstellen können, verlangen – zumindest für die leitenden Posten – eine akademische Ausbildung, und die setzt nun einmal ein Abitur voraus.«

»Ich kann mir nicht helfen, aber das lockt mich einfach nicht. Ich werde, ja, ich weiß es genau, dass ich unglücklich sein werde, wenn ich das jetzt weitermache.«

»Hast du denn überhaupt eine Vorstellung, wohin du willst, welcher Beruf dir Freude machen würde?«

»Ach, es gibt doch so viele, in denen ich mich freier fühlen würde. Als Bauer oder Gärtner, möglichst selbstständig. Ich könnte in einem Zoo arbeiten oder in einem Museum.«

»Du sprichst, wie du es verstehst, und übersiehst nicht die Konsequenzen, obwohl du sonst so genau den Dingen nachgehst. Wie willst du Bauer sein, ohne einen Hof. Wie willst du Gärtner sein, ohne eine Gärtnerei. Wir haben nicht das Geld, dir zu kaufen, was du dafür brauchst. Ich kann deinen Vorstellungen wirklich nicht folgen. Aber da ich weiß, dass du bei uns Rat und Hilfe suchst und

die auch erwarten kannst, will ich mir das durch den Kopf gehen lassen und mit deiner Mutter beraten. Und dann sprechen wir uns wieder.«

Als Roland etwas bedrückt abgezogen war, wandte sich der Vater an seine Frau. »Kannst du den Jungen verstehen, Erna?«

»Verstehen kann ich ihn schon. Er denkt und fühlt so, wie ich in seinem Alter gedacht und gefühlt habe. Wir müssen Geduld haben.«

»Er will jetzt die Weichen stellen. Da nützt uns Geduld nichts.«

Sie redeten noch eine Stunde und zwei weitere Abende über einen Sohn, der nicht Bildung, sondern Freiheit wollte. Schließlich kamen sie überein, dass er seinen Willen haben solle. Die Hauptsache war, dass er etwas mit Lust und Liebe lerne, um in dem, was er als sein Ziel verfolgte, gut werde, Erfolg habe, im Leben glücklich werde.

Der Vater machte Roland den Vorschlag, darauf hinzuarbeiten, dass er die Versetzung nach der Unterprima gut schaffe, das ›Einjährige‹, wie er es wie in seiner eigenen Jugend nannte, als diese Versetzung ihre Konsequenz für einen kürzeren Militärdienst hatte. Dann werde er ihm helfen, eine Lehre in einem Betrieb zu finden, in der er sich glücklicher fühle als in der Schule. Auf seine Frage, in welchem Bereich das denn wohl sein solle, kam es wie aus der Pistole geschossen zurück: »In einem bäuerlichen oder Gartenbaubetrieb.«

»Langsam will ich mal anfangen, mich umzuhören«, sagte der Vater und seufzte. »Ich werde mein Bestes versuchen, aber tu du das bitte ebenfalls!« Was Roland erleichtert versprach. Und bald darauf war er wieder der alte Rolli.

Wohin sich wenden, wenn man einem Sohn eine Zukunft in einem Beruf eröffnen will, der einem selbst so fremd ist. Der Vater, aus Generationen von Lehrern und öffentlichen Bediensteten stammend, wandte sich zunächst an seine Frau.

»Deine Familie stammt von Bauernhöfen. Muss ich denn zu einer öffentlichen Berufsberatung gehen, um etwas zu finden? Fällt dir nicht ein, wie wir durch private Empfehlungen etwas für den Jungen finden können?«

Seiner Frau Erna fiel schließlich etwas ein. »Da ist doch Vetter Joachim. Der ist Tierarzt in – sie nannte eine größere Stadt im Nordwesten Deutschlands – und der müsste eigentlich Beziehungen haben und Hinweise geben können. Seine Söhne haben bei uns einmal Ferien gemacht. Obwohl das mehrere Jahre zurückliegt und wir leider keinen so engen Kontakt haben, können wir darauf hoffen, dass er uns hilft, wenn er kann.«

Sie fanden über Vetter Joachim tatsächlich eine Lehrstelle für Roland. Es war ein großer bäuerlicher Betrieb, der sich auf die Gemüseversorgung der nahen Stadt verlegt und eine Baumschule angelegt hatte. Gert Ohlmann, der Bauer, oder besser der ›bäuerliche Unternehmer‹, Mitte fünfzig, hatte einen gut florierenden Betrieb. Er besah sich Roland, sprach mit ihm eine halbe Stunde, stellte ihn seiner Frau Hilda vor und sagte dann auf Platt: »Wird schon werden.«

Und damit war die zweijährige Lehrzeit für Roland festgemacht.

Nachdem Roland wie versprochen die Versetzung mit einem halbwegs befriedigenden Zeugnis – Einser in Biologie, Geografie und Chemie, dafür eine Fünf in Latein – ganz gut geschafft hatte, war er vom 1. April an Landwirtschaftslehrling auf dem Ohlmannhof.

.....

DIE PANFLÖTE ODER: DIE REISE NACH GRIECHENLAND

Es begann damit, dass sich Stavros Fridolin Zeukas, den alle der Einfachheit halber nur Fridel nannten, entschloss, Musik zu seinem Beruf zu machen, und das trotz der dringenden Vorstellungen seiner Eltern, sich bei all seiner Liebe zur Musik doch um Gottes willen nicht beruflich brotlosen Künsten hinzugeben. Fridel hatte sich das hingegen in den Kopf gesetzt, und zwar lange bevor er am Gymnasium in Memmingen im Schwarzwald sein Abitur machte. Er spielte schon als Sechzehnjähriger besser als jeder andere Junge in der Schule Klavier, außerdem Blockflöte und später Querflöte mit einigem Können, was ihn zu einem der Lieblingsschüler von Musiklehrer Heiner Scheinemann machte.

Natürlich war sich Fridel, wenn er tief in sich hineinblickte, nicht sicher, ob er die Begabung hatte, Bedeutendes in der Musik zu erreichen, wie es sich jeder junge, etwas schwärmerische Mensch für das, was er sich als Beruf auswählt, wünscht. Aber es gab nichts anderes für ihn. Musik war für ihn, solange er denken konnte, nicht nur eine Gegebenheit seiner Umwelt, in der er sich wohlfühlte, sondern eine Art Lebenselixier. Und das wollte er sich für sein Leben erhalten. Er verfolgte seinen Wunsch mit dem Idealismus seiner Jugend umso bestimmter, ja fast störrischer, je mehr besonders sein Vater, seine Mutter nicht minder und sein Patenonkel Gerhard, versuchten, ihm andere berufliche Möglichkeiten schmackhaft zu machen. Nur sein Lehrer Scheinemann stärkte ihm den Rücken. Vielleicht sah er mehr in ihm als seine Eltern.

Fridels Eltern musizierten beide, allerdings nur als Liebhaberei. Sein Vater spielte recht gut Geige und seine Mutter Klavier, Instrumente, die die beiden seinerzeit zusammengebracht hatten. Theokratis Zeukas war als sogenannter Gastarbeiter Jahre zuvor von Griechenland nach Deutschland gekommen, um sich aus den beengten Verhältnissen des Landes und seiner großen Familie in Thessaloniki zu befreien. Arbeitsagenturen hatten für ihn und einige andere Landsleute Arbeit bei einer Textilfirma in Gutach an der Elz

gefunden, ein paar Kilometer entfernt von Memmingen. Der junge Zeukas verdiente bald recht gut. Er war fleißig, machte regelmäßig die bei den deutschen Kollegen nicht gerade beliebte Nacht- und Wochenendarbeit und war stets zu Überstunden bereit. Auch mit der schweren deutschen Sprache klappte es immer besser.

Außer seiner Arbeitskraft hatte Theo, wie ihn bald alle nannten, nur seine Geige mitgebracht. Er spielte zunächst gelegentlich im Wohnheim seinen Kollegen etwas vor, dann bei Veranstaltungen der Firma und wurde dabei des Öfteren am Klavier von einer jungen Frau begleitet, die von der Firma angestellt war, sich um die Eingewöhnung der neuen Arbeitskräfte in das Leben in Deutschland zu kümmern. Elisabeth Mertens kam aus einer südbadischen Lehrerfamilie und hatte Sozialwissenschaften studiert. Ihr erster Job war der in der Personalabteilung der Firma in Gutach.

Gemeinsame Musik bringt Menschen einander nahe, und so wurde aus Theo und Elisabeth ein Paar, die erste griechisch-deutsche Heirat in der eigentlich sonst sehr konservativen südbadischen Umgebung. Natürlich gab es anfangs ein paar Schwierigkeiten bei der Gestaltung der kirchlichen Einsegnung dieser Bindung und im weiteren familiären Umfeld der Braut. Aber die Integration gelang und beide waren auch ihrer Musik wegen bald gern gesehene Gäste in vielen Häusern von Memmingen. Als mit ihrem Sohn Fridel und der kleinen Heidi, die Heidemarie Alexandra getauft war, eine richtige Familie entstanden war, war der Übergang in eine badische Familie gänzlich gelungen. Es gab ja auch in Südbaden viele Familien mit unterschiedlichem Herkommen, nur dass einer der Ehepartner diesmal nicht aus den Gebieten jenseits des Rheins, aus Schwaben oder gar aus Bayern kam, sondern aus Griechenland.

Als die kleine Heidi ebenfalls zur Musik fand und schon als kleines Mädchen erst Klavier und dann Geige zu spielen lernte, war das musikalische Quartett etabliert, und laufend tönte aus einem der Fenster des kleinen Hauses Musik in den verschiedensten Formen. Am schönsten war es, wenn sich die vier Musikanten zum Quartett fanden, was gewöhnlich an den Sonn- und Feiertagen geschah.

Über diese Familienmusik hinaus hatte sich Fridel bereits vor seinem Abitur anderweitig musikalisch orientiert. Er hatte mit vier

gleichgesinnten jungen Leuten eine kleine Band gebildet, in der er meistens den Klavierpart spielte, oder zur Flöte griff, und den Großteil der bandeigenen Songs komponierte, für die sein Freund Jochen Molcher, der Saxofonspieler, die Lyrics schrieb, wie es in der Sprache der Popmusik heißt. Die Band spielte regelmäßig auf den örtlichen Festen und gelangte sogar mit ein paar ihrer Songs, vor allem mit ›Let's hope for the better‹, einem traditionellen Rag, zu dem die jungen Leute gut tanzen konnten, zu örtlicher Berühmtheit. Jedenfalls schrieben die ›Südbadener Nachrichten‹ den jungen Leuten Begabung für modernes Entertainment zu, wie Unterhaltung auf Neudeutsch genannt wird.

Das Abitur wurde nicht unbedingt mit Glanz und Gloria gemeistert, aber doch so, dass Fridel sich vor seinen Eltern nicht verstecken musste. Danach bewarb er sich trotz des unveränderten Kopfschüttelns seiner Eltern an der Hochschule für Musik in Freiburg. Er wurde zu einer Vorprüfung eingeladen und erhielt nicht nur die Zulassung zum Studium im Bereich Künstlerische Ausbildung für Querflöte und Klarinette, sondern auch einen Platz in der Kompositionsklasse.

Bis zum Beginn des ersten Semesters verblieben ihm etwas mehr als vier Wochen, die er gut anlegen wollte, was für einen jungen Menschen seines Alters bedeutete: Freiheit genießen, etwas erleben, reisen, andere Umwelt kennenlernen. Fridel hatte sich das alles schon zurechtgelegt, bevor es zum Abitur kam. Er wollte einmal die Heimat seines Vaters besuchen, das Griechenland, das ihm einerseits durch die etwas trockenen und nicht unkritischen Berichte seines Vaters als ein Land mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten und geringen Aussichten für junge Menschen vertraut war, und das andererseits durch den Unterricht eines guten Geschichtslehrers großen Glanz gewonnen hatte in all den Bereichen, die als Grundlagen des Humanismus, vor allem in Philosophie, Kunst, Politik und Heldentum, einem jungen Menschen wie Fridel etwas bedeuten kann.

Der Reiseplan hatte Kopfzerbrechen gemacht. Vier Wochen schienen eine lange Zeit zu sein. Trotzdem hatte er nie zuvor so lange

Ferien gemacht, sich Zeit genommen, um etwas zu erleben. Aber als er sich bemühte, die lange Liste dessen, was er in Griechenland sehen wolle, auf die Tage zu verteilen, eine sinnvolle Reihenfolge herzustellen und die Reisetage zwischen den Zielen zu berechnen, kam er in Zeitnot und musste Verschiedenes – ja manchmal schien es ihm, als sei es das meiste – streichen: vor allem eine Fahrt zu den griechischen Inseln in der Ägäis, von Delos und Rhodos ganz abgesehen.

Wichtigstes Ziel der Reise war natürlich Athen. Ein Muss. Außerdem hatte er sich fest vorgenommen, die Halbinsel Peloponnes zu besuchen, eine Landschaft, die Dr. Wendland, sein Geschichtslehrer, ihm und seiner Klasse besonders nahegebracht hatte, nicht nur wegen der Ereignisse, die mit den Kriegen zwischen Athen und Sparta verbunden waren, sondern auch wegen der vielen historischen Stätten dieser klassischsten aller Halbinseln. Unterwegs zum Peloponnes lag Korinth mit interessanten Sehenswürdigkeiten, und auf dem Peloponnes waren Stätten wie Argos, Nemea, Epidaurus, schließlich das alte Olympia zu besichtigen, für Hunderte von Jahren Stätte der klassischen Olympischen Spiele. Ebenso die Reste des alten Sparta, der jahrhundertelangen Widersacherin von Athen, mochten etwas zu bieten haben. Und wenn es nur das historische Gefühl war, das man an einer solchen Stätte haben konnte. Dessen war er sich fast sicher.

Außerdem hatte Dr. Wendland viel Wesens von Arkadien gemacht, dem zentralen Hochland des Peloponnes, das wegen seiner Unberührtheit schon im Altertum berühmt und vor allem von Hirten mit ihren Schafen und Ziegen bevölkert gewesen sein sollte. Arkadien habe in späteren Zeiten, als der Franzose Rousseau mit seiner programmatischen Aufforderung ›Zurück zur Natur‹ mehrere Generationen gebildeter Volksschichten beeinflusste, eine verklärte Bedeutung erlangt, wie ihnen ihr Geschichtslehrer versichert hatte. Vom Gedanken, in Arkadien zu leben, sollte die Vorstellung eines einfachen und nützlichen Lebens ausgegangen sein, der sich weite Kreise der Aristokratie vor allem im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts und wegen der Vorbildfunktion Frankreichs die Aristokraten in weiten Teilen Europas angeschlossen hatten. Der

Sinnspruch ›In Arcadia et ego‹ – Auch ich war in Arkadien – war ihnen von Dr. Wendland als Weisung für eine einfache Lebensart mitgegeben. Fridel wollte von jeher gern wissen, ob hinter einer solchen Idee Wirklichkeiten zu entdecken waren.

Ein weiteres Muss war für ihn der Besuch von Delphi. Gab es, vielleicht abgesehen von der Akropolis, einen berühmteren Ort in ganz Griechenland, als den Apollotempel in Delphi, die Stätte des Orakels, das nicht nur Griechenland, sondern die damals bekannte Welt mit seinen Wahrprüchen beeinflusste? Dodona, das Heiligtum des Zeus im Norden, war auch wichtig, aber leider ziemlich vom Wege ab.

Als Letztes musste er auf jeden Fall nach Thessaloniki, um die Familie seines Vaters, insbesondere seine Großmutter, zu besuchen. Am liebsten hätte er sich den Besuch wegen der Zeitknappheit erspart, aber er hatte es nun einmal seinem Vater versprochen und dafür von ihm einen Dauerfahrchein für das griechische Eisenbahn- und Bussystem für die Zeit seines Aufenthalts geschenkt bekommen. Die Flugreise zahlte er allerdings selbst aus seinem Ersparten. Schwester Heidi wollte ihn gar zu gerne begleiten und bettelte eine Zeitlang bei den Eltern, aber die wollten ihr nicht nachgeben, schon der Schule wegen, und außerdem schien sie ihnen selbst im Schutz ihres Bruders viel zu jung für eine solche Extravaganz.

Eines Tages im Frühling setzte sich Fridel in den Zug von Freiburg nach München und fuhr dort vom Hauptbahnhof mit der S-Bahn hinaus ins Erdinger Moos zum Franz-Joseph-Strauß-Flugplatz. Sein Gepäck bestand aus einem Rucksack, der mit dem gefüllt war, was nach endlosen Überlegungen und Familienberatungen von einer immer wieder gekürzten Liste an Sachen zum Wechseln und gegen Widrigkeiten des Wetters übrig geblieben war, und einer Umhängetasche, in der er unter anderem das Futteral mit seiner Querflöte mitnahm.

Und sonst? Er trug kurze Hosen, ein grobes Hemd mit einer Weste, Socken und Sneaker. In den Taschen hatte er außer dem Taschentuch ein Schweizer Messer, sein neues iPhone und natürlich sein Portemonnaie mit 350 Euro.

JESSICA

Ich lernte Jessica im Herbst 2004 auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten der Ausbildung von Kindern eingeborener Indios Brasiliens kennen. Es war eine typisch amerikanische Veranstaltung, eine von vielen, die jährlich in New York für soziale Anliegen stattfinden. Diese wurde vom Botschafter von Brasilien an der UNO mit Unterstützung von UNEP, der Behörde für Entwicklungsprojekte und der UNICEF, des Kinderhilfswerks der Vereinten Nationen, veranstaltet, um Mittel für die Bildungsentwicklung bei den Indios Brasiliens zu sammeln.

Ich war damals als noch junger Diplomat nach der Ausbildung im Auswärtigen Amt, einer kürzeren Tätigkeit in London und eines dreijährigen Praktikums an der deutschen Botschaft in Brasilia, der Hauptstadt Brasiliens, für zwei weitere Jahre zur UNO versetzt worden, um Erfahrungen mit der Arbeit in internationalen Organisationen zu sammeln. Ich landete zunächst bei der UNICEF – warum gerade dort, kann ich nicht sagen. Und da ich Portugiesisch sprach, Brasilien kannte, übertrug man mir die Verantwortung für die Repräsentation der UNICEF bei dieser Wohltätigkeitsveranstaltung und deren Vorbereitung.

Ich arbeitete mich wie bei früheren Projekten gewissenhaft ein, hatte zwei fachlich geschulte Mitarbeiter bei der UNICEF und traf zur Vorbereitung der Veranstaltung die Mitarbeiter der brasilianischen Botschaft. Wir besprachen in etlichen Treffen die üblichen Fragen: Wo die Veranstaltung stattfinden sollte, wie man sie durch Auswahl eines zugkräftigen Sprechers und musikalischer oder anderer künstlerischer Umrahmung attraktiv machen könnte, das Budget für das Vorhaben und seine Finanzierung und vor allem natürlich die Einladungsliste und die Werbung für die Veranstaltung. Alles wurde zufriedenstellend geregelt.

Die Veranstaltung sollte an einem Freitagabend im Mai im großen Saal des Metropolitan Clubs an der 60th Straße, nahe der 5th Avenue, stattfinden. Ob es daran lag, dass die Bildungsmisere selbst in den sogenannten Schwellenländern wieder einmal Thema einer

viel beachteten UNO-Vollversammlung gewesen war, oder dass es gelungen war, Senator James Grindwell, einen bekannten US-Sozialpolitiker, der mehrere Jahre Botschafter der USA in Brasilien gewesen und für seine Eloquenz und seinen Witz bekannt war, als Redner für den Abend zu gewinnen, oder aber, dass es daran lag, dass eines der bekanntesten brasilianischen Samba-Orchester mit einer Tanzgruppe, die gerade eine Tournee durch die USA machte, verpflichtet werden konnte, jedenfalls fand die Veranstaltung in der Öffentlichkeit außergewöhnlich große Beachtung. UNO- und US-Politiker, Spitzenleute von Wirtschaft, internationalen Sozialeinrichtungen und von der Presse drängten sich zur Teilnahme an diesem Event. Die Zehntertische für das Dinner waren unerwartet schnell vergeben, obwohl das Gedeck den unerhörten Preis von 900 Dollar kosten sollte, davon 100 für den Club und 800 für die Charity! Aber nicht nur daraus sollte sich das zählbare Ergebnis der Wohltätigkeit ergeben. Auf jedem Tisch lagen Spendenumschläge, in denen Schecks für diesen guten Zweck deponiert werden sollten.

Als dieses große Interesse bekannt wurde, wollte plötzlich nicht nur der brasilianische Botschafter ein Statement abgeben, sogar der brasilianische Innenminister, bekanntlich auch Aufseher über die FUNAI, die brasilianische ›National Indian Foundation‹, eine Behörde zum Schutz der indigenen Bevölkerung, also der Indios, reiste an, um die Bedeutung der Förderung zu unterstreichen. Vonseiten der UNICEF sollte nun nicht mehr nur ich als einfacher Mitarbeiter eine Botschaft vortragen, sondern die Chefin der UNICEF wollte selbst etwas sagen. Meine Rolle in der ganzen Angelegenheit reduzierte sich damit auf die administrative Vorbereitung und Abwicklung. Immerhin blieb mir ein Platz am letzten der vielen Tische am äußersten Rande der Veranstaltung.

Während der Cocktail-Hour sah ich nichts von den Cocktails, sondern rannte herum, um mit meinen Freunden von der brasilianischen Botschaft die letzten notwendigen Änderungen in der Tischordnung vorzunehmen. Als der Auftakt, die Botschaft des brasilianischen Innenministers, vorbei war, verteilten sich alle, um an den Dinnertischen Platz zu nehmen, eine wie immer längere Prozedur. Als ich zu meinem Tisch kam und dort die Runde machte,

um mich vorzustellen, war der Platz neben meinem noch leer. Nach der letzten Änderung war er für eine Mrs. M. vorgesehen.

Als wir uns gerade setzen wollten, erschien, von einem Bediensteten geleitet, eine zurückhaltend dunkel gekleidete Dame, die – jedenfalls für New York ganz ungewöhnlich – einen etwas altertümlichen Hut mit einem vollen Schleier trug. Sie wurde zu dem Platz neben mir geführt. Ich rückte ihr den Stuhl zurecht und stellte mich vor, erhielt aber außer einem Kopfnicken zunächst keine Antwort. Etwas irritierend war auch, dass sie nicht alleine gekommen war, sondern in Begleitung eines kleinen, unteretzten Mannes, der hinter ihren Stuhl trat und dort wie ein Diener in einer merkwürdig entspannten Haltung stehen blieb. Der Mann war dunkelhäutig, offenbar ein älterer Indio, aber nach unserer Art sorgfältig gekleidet. Das gab mir Anlass, meine Tischdame erneut anzusprechen. »Madame, ich freue mich über Ihr Interesse an unserer Veranstaltung. Für Ihren Begleiter haben wir leider keinen Platz vorgesehen. Er war nicht angemeldet. Können wir sonst etwas für ihn tun?«

Die Dame hob den Schleier und legte ihn über ihren Hut. Ich sah überrascht in das Gesicht einer hübschen, jungen, sicherlich nicht mehr als dreißigjährigen Frau, in dem die kühlen blauen Augen unter schön geschwungenen Brauen, eine elegante schmale Nase, ein nicht zu voller, kaum geschminkter Mund und ein kräftiges Kinn die wichtigsten Komponenten waren.

»Ario würde nichts anderes tun wollen. Er steht dort, wo er hingehört«, sagte sie kühl.

»Wie Sie meinen ...«, versuchte ich das Gespräch höflich fortzusetzen. »Ich freue mich jedenfalls, dass Sie sich wie wir alle hier für die Entwicklung der bisher weitgehend vernachlässigten einheimischen Stämme und deren Kinder in Brasilien interessieren. Kennen Sie Brasilien?«

Die junge Dame musterte mich von der Seite.

»Ja, gut. Darum bin ich hier. Haben Sie selbst denn eine Ahnung von Brasilien oder sind Sie nur Verwaltungshilfe?«, kam die etwas überheblich und herablassend wirkende Frage.

»Ich habe drei Jahre in Brasilien gelebt, habe an der deutschen Botschaft in Brasilia gearbeitet und mich dabei vor allem um volks-

wirtschaftliche und humanitäre Fragen des Landes gekümmert. Ich bin im Lande gereist und habe etliche der größeren Städte kennengelernt«, plusterte ich mich ein bisschen auf.

»Haben Sie auch eine Vorstellung von der Verwahrlosung und dem Bildungsstand der Kinder der entwurzelten Indios in den Favelas von Rio oder denen von Belo Horizonte oder Manaus, und wissen Sie etwas über die Kultur, den Bildungsstand und die Bildungsmöglichkeiten der Indios in den Urwäldern an der Grenze nach Peru, also am oberen Amazonas oder in den Grenzgebieten zu Venezuela? Wenn nicht, dann haben Sie nicht viel Ahnung von dem, wovon heute Abend eigentlich die Rede sein sollte.«

Eine sehr selbstbewusste Lady. Ich musste etwas schlucken, wurde möglicherweise einer etwas patzigen Antwort enthoben, denn der Botschafter Brasiliens war an das Rednerpult getreten und hielt seine kurze Begrüßungsansprache. Er ging, offensichtlich gut vorbereitet, auf die Problembereiche ein, die meine Tisch Nachbarin mir beispielhaft genannt hatte. Er erklärte die Organisation des Hilfsprogramms und erweckte die Hoffnung, dass die Mittel ungeschmälert durch Korruption dem angestrebten Zweck zugutekommen würden.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass meine Nachbarin gelegentlich nickte.

Der Service begann. Ich widmete mich kurz meiner Nachbarin zur Linken, der Frau eines New Yorker Bankers, kehrte dann aber zu der schönen Mrs. M. zu meiner Rechten zurück.

»Ich glaube, Madame, der Botschafter hat Zweck und die beabsichtigte Verwendung dieser Wohltätigkeit gut beschrieben. Ich gebe auch gerne zu, dass der Botschafter der wahrscheinlich kompetenteste Mann hier im Raum ist, um über die Verhältnisse, die wir mit dem hier gesammelten Geld betreuen wollen, zu reden, weitaus mehr jedenfalls, als ich dazu in der Lage wäre.«

»Meinen Sie?«, sagte sie etwas bedachter als vorher. Sie hatte nun den Anflug eines Lächelns in ihren Mundwinkeln, wie ich feststellte, als ich zu ihr hinsah. Sie beschäftigte sich einen Moment mit der Vorspeise, einer Ceviche von Thunfisch mit roten Pfefferschoten, weißen Zwiebeln und Koriander, schüttelte den Kopf und schob

den Teller zurück. Sie trank einen Schluck Wasser aus ihrem Glas. Den Wein rührte sie nicht an.

»Es scheint Ihnen nicht ganz zu schmecken, Madame ...«, fing ich wieder an. »Ich finde das Gericht nach den Standards in dieser Stadt ganz passabel.«

Über Essen zu sprechen ist unverfänglich, dachte ich.

»Ich habe das viel besser in Erinnerung. Das sollten die Leute einmal mit frischem ...«, und nun nannte sie den Namen eines Fisches, »... probieren und frische Limes statt alte Zitronen nehmen. Und außerdem mit etwas ...«, und sie zählte eine Reihe mir unbekannter Kräuter auf.

»Ceviche ist ja wohl ein lateinamerikanisches Gericht. Haben Sie damit denn so gute Erfahrungen?«

»Ich habe zeitweise nichts anderes gegessen.«

Das wäre ein schöner Einstieg in ein persönlicheres Gespräch gewesen, aber just in dem Moment begann meine Chefin, die Exekutivdirektorin der UNICEF, mit ihrer, wie mir schien, zu pathetischen Rede. Ein Seitenblick auf meine Nachbarin zeigte mir, dass sie auch nicht ganz einverstanden zu sein schien. Ihre Augenbrauen hatten sich etwas zusammengezogen und um ihre elegante Nase kräuselten sich ein paar Fältchen. Außerdem entfuhr ihr ganz leise das Wort »Idiotin«, auf Portugiesisch, nicht auf Englisch, der Sprache, in der wir uns bisher unterhalten hatten und in der natürlich das ganze Prozedere ablief.

»Darf ich annehmen, dass Sie Portugiesisch sprechen, Madame?«, nahm ich das Gespräch auf, als der Hauptgang, angeblich ein authentisch brasilianischer Churrasco, serviert worden war, an dem sie ein bisschen missmutig herumsäbelte. Ich wiederholte die Frage auf Portugiesisch.

Sie sah mich von der Seite an. »Ganz recht, aber Portugiesisch scheint nicht Ihre eigene Muttersprache zu sein.«

»Das stimmt. Ich bin Deutscher, hatte mir bisher allerdings etwas auf mein Sprachtalent eingeildet. Ich bin deswegen etwas traurig, dass Sie das bei dem ersten kurzen Satz, den ich auf Portugiesisch sprach, gleich herausgehört haben.«

Diese Feststellung schien sie zu belustigen, denn ein kleines

Lächeln ging über ihr sonst so beherrschtes Gesicht. Zu meiner größten Überraschung antwortete sie auf Deutsch: »Dann können wir uns gerne in unserer gemeinsamen Muttersprache unterhalten, obgleich ich seit vielen Jahren kein Deutsch mehr gesprochen habe. Wo kommen Sie denn her?«

»Ich bin in Goslar im Harz aufgewachsen. Kennen Sie den Harz?«

»Das sollte ich wohl. Ich komme ursprünglich aus Werningerode.«

»Was für ein Zufall. Natürlich kenne ich Ihr wunderschönes Städtchen.«

Sie seufzte und hatte offenbar Erinnerungen. »Steht denn das alte Rathaus noch mit seinem attraktiven Ratskeller?«

»Ja, in alter Schönheit. Darf ich danach fragen, wann Sie Deutschland verlassen haben?«

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, wick sie aus. Plötzlich wirkte sie wieder kühl und zurückhaltend, als wolle sie sich nicht mehr auf eine weitere Diskussion einlassen. Sie wurde dessen enthoben, weil jetzt, nach dem Hauptgang, Senator James Grindwell an das Pult trat. In seinem kurzen Vortrag wusste er eloquent und beschlagen die Bedeutung von Bildung für die Entwicklungschancen eines Landes im Allgemeinen und besonders für Brasilien darzulegen, das bis heute zu den Entwicklungsländern zähle und doch wegen seiner Größe und seines Reichtums in der globalen Welt eine angemessene Rolle spielen müsse. Und dazu gehöre vor allem die Entwicklung der wichtigsten Ressource, die ein Land habe, seiner Menschen. Und das seien auch die über lange Zeit verfolgten, vernachlässigten Indios und ihre Kinder, besonders die, die in ihren Schutzgebieten von illegalen Ressourcen- und Landräubern bedrängt würden. Er ging darauf ein, dass der Staat die Notwendigkeit der Förderung der Indios seit Langem erkannt habe, gab Hinweise darauf, was geschehen war und sprach davon, dass noch viel geschehen müsse. Er nannte Zahlen. Man konnte ihm glauben, dass er die Verhältnisse in Brasilien kannte. Und was eigentlich alle überzeugte, war sein geschickt vorgebrachter Ausblick auf die Möglichkeiten, die sich aus der Unterstützung einer solchen Entwicklung für die zukünftige

Zusammenarbeit dieser beiden größten Nationen beider Amerikas, der USA und Brasiliens, ergeben würden.

Der Beifall war ungeteilt. Mrs. M., meine Tischdame, nickte anerkennend und war wieder aufgeschlossener, als wir uns dem Dessert zuwandten. Außer dem Dessert, gelungenem Kaffee-Halbgefrorenem mit einer mir nicht bekannten, auf dem Menü als Goiabada bezeichnete Fruchtbeilage, servierte uns nun die Samba-Kapelle angeblich typisch brasilianische Musik, und die kleine Tanzgruppe begann mit ihren Darbietungen.

Gleichzeitig wurden die Gäste daran erinnert, dass es sich hier um eine Wohltätigkeitsveranstaltung handele, und dass die Veranstalter hofften, dass die Gäste die Umschläge für möglichst großzügige Spenden in dem Körbchen auf den Tischen benutzen würden.

Mrs. M. hatte von dem Nachttisch nur die Fruchtbeilage gegessen, etwas Anerkennendes gemurmelt und mir erklärt, dass es sich bei Goiabadas um eine brasilianische Frucht ähnlich den bekannteren Guavas handele und eine Weile den Samba-Darbietungen zugehen.

Ziemlich unvermittelt und ohne das Ende der Veranstaltung abzuwarten, erklärte sie mir plötzlich, dass sie sich zurückziehen wolle. Sie sagte – auf Deutsch: »Ich habe einen recht guten Eindruck von dieser Sache. Ich will sie gern unterstützen. Ich muss leider bedauern, jetzt keinen Scheck deponieren zu können. Ich bin gerne bereit, das nachzuholen, wenn Sie mich in meiner Wohnung aufsuchen. Wäre Ihnen das übermorgen gegen 11 Uhr recht? Ich wohne im ›Pierre‹, gleich hier um die Ecke.«

Etwas ungewöhnlich, fand ich. Aber was tut man nicht alles für die gute Sache.

»Das tue ich gerne, Madame. Nach wem darf ich dort fragen? Ich kenne Sie bisher nur als Mrs. M.«

»Fragen Sie beim Concierge nach Jessica. Ich bin dort bekannt. Jetzt muss ich leider gehen. Vielen Dank für den Abend. Es freut mich, die Bekanntschaft eines Landsmannes gemacht zu haben.«

Auf ein Zeichen von ihr rückte Ario ihren Stuhl, sie stand auf, ich natürlich auch, ich verbeugte mich, sie gab mir die Hand, die immer noch in Handschuhen steckte, und war gegangen. Ich sah

ihr einen Moment etwas benommen nach. Ich hatte nie zuvor jemanden kennengelernt, der mich so beeindruckt hatte wie diese junge Frau. Ich schüttelte über mich selbst den Kopf, musste mich dann aber den anderen Gästen und der Abwicklung des Abends widmen. Später kam ich wieder dazu, über Jessica M. nachzudenken. Ich zog Erkundigungen ein. Niemand schien sie zu kennen. Die Teilnahme an der Wohltätigkeitsveranstaltung war brieflich unter Übersendung eines Schecks für eine Mrs. M. gebucht worden, der von einem Anton Messemer Family Trust auf die Chase Bank ausgestellt und ohne Probleme eingelöst worden war.

.....

LICHT UND SCHATTEN ODER: DIE OCHTRUPER NACHTIGALL

Als Kind bekam ich eines Tages von einer Tante, die in Westfalen lebte, ein Spielzeug geschenkt: ein kleines, rundes, aus rotbraunem Ton gebranntes Kännchen. Es war offen, hatte eine schmale Tülle – das ist das eingesetzte Röhrchen, aus dem bei großen Kannen Kaffee oder Tee kommt –, die mit einem Flötenloch versehen war. Das Kännchen war mit einem Bändermuster verziert und zum Teil rot glasiert. Meine Tante sagte, man nenne dieses Kännchen ›Ochtruper Nachtigall‹. Um mir zu zeigen, wie dieses irdene Gefäß zu dem merkwürdigen Namen gekommen sei, füllte sie es mit Wasser und blies langsam und dann etwas kräftiger in die Tülle. Es entstand erst ein flötender, danach ein etwas kullernder Ton, der bestimmten Strophen einer Nachtigall, des in aller Welt bekannten Singvogels mit dem schönsten Gesang, ähnelte.

Mit Veränderung von Wasserinhalt im Kännchen und der Stärke ihres Blasens wechselte der Ton zu Gezwitscher über. Jedenfalls konnte man mit dem Kännchen alle möglichen Laute der Vogelwelt hervorbringen.

Meine Tante erzählte mir, die Flöte werde in dem Ort Ochtrup bei ihnen in der Nähe hergestellt. Sie machte mich mit der notwendigen Technik vertraut und freute sich mit mir, als schon meine ersten Versuche gut gelangen. Ich übte in der ersten Zeit jeden Tag und war eine ganze Weile nicht von meiner Ochtruper Nachtigall zu trennen, um die mich viele meiner Freunde und Schulgenossen sehr beneideten.

In späteren Jahren stand das Gefäß auf einem Bord in meinem Studierzimmer neben anderen Memorabilien und setzte Staub an. Eines Tages, als Leute kamen, um die Wohnung zu reinigen, fiel es herunter und zerbrach. Erst jetzt fing ich an, mich zu fragen, was ich mit dem Kännchen verloren hatte, nur eine Jugenderinnerung? Oder gab es um diese Ochtruper Nachtigall eine Geschichte? Denn irgendjemand musste sie doch erfunden und gewusst haben, dass ein solches Ding großen und kleinen Kindern eine Freude war.

Ich erkundigte mich gelegentlich auf meinen Reisen und fand heraus, dass die Ochtruper Nachtigall inzwischen anderen Spielsachen Platz machen müssen. Kinder spielten nicht mehr mit den Stimmen der Natur, sondern mehr mit technisierten Fantasien von Vergangenheit und Zukunft. Aber ich ließ mit meinen Erkundigungen nicht locker. Eines Tages stand ich im Töpfermuseum des Städtchens Ochtrup im westlichen Münsterland und sah dort eine Ochtruper Nachtigall ausgestellt, fast so wie meine.

Nach ein paar Fragen kam ein alter Mann, begrüßte mich und wollte wissen: »Was interessiert Sie so an dieser Ochtruper Nachtigall?«

»Ich hatte einmal als Junge eine von denen, habe sie geliebt und frage mich nun, da sie kaputtgegangen ist und ich keine neue kaufen konnte, wer dieses sonderbare Instrument, das doch früher viele Kinder und auch Ältere erfreut hat, jetzt den sogenannten Zeitläufen zum Opfer gefallen ist, eigentlich erfunden hat und was aus dem Erfinder geworden ist.«

»Es ist merkwürdig, dass Sie gerade nach diesem kleinen Gefäß fragen. Es gehört zu der Historie meiner Familie. Ich bin aus dem Stamm der Holtmanns, und ein Clemens Holtmann hat die Ochtruper Nachtigall vor etwa 200 Jahren erfunden. Es gibt in unserer Familie eine lange Geschichte darüber. Wenn Sie sich ein bisschen Zeit nehmen wollen, will ich sie Ihnen gern erzählen. Kommen Sie doch mit in mein Büro. Da können wir gemeinsam einen Kaffee trinken.«

Nachdem wir es uns bequem gemacht hatten, begann er.

* * *

Hier in Ochtrup, damals einem kleinen Dorf im westfälischen Münsterland, lebte vor langer Zeit eine Frau namens Josefine Holtmann. Sie war die Witwe des Amtmanns Herrmann Holtmann, der für mehr als dreißig Jahre den Benediktinerinnen des nahen Stifts Langenhorst als Verwalter gedient hatte. Nach dem Tod ihres um zwanzig Jahre älteren Mannes war sie, gerade Anfang dreißig, mit ihren Kindern Christine und Clemens zurück nach Ochtrup gezo-

gen, wo sie von ihren Eltern her einen Kotten besaß, was in Westfalen die Bezeichnung für ein kleines bäuerliches Anwesen ist. Mit der geringen Pension, die sie vom Stift erhielt, einigen Ersparnissen, aber vor allem mit dem, was sie sich sonst verdienen konnte, reichte es zu einem bescheidenen Leben.

Ihren Zusatzverdienst hatte die Witwe Holtmann in der ›Pottbakkerei‹ gefunden, einer kleinen Töpferei-Industrie, die sich in Ochtrup entwickelt hatte, weil es am Rande des Ortes ergiebige Lehmgruben mit hohem Tonanteil gab, die seit uralten Zeiten das Material für die Herstellung von Gefäßen aus gebranntem Ton lieferten. Josefine Holtmanns Vater war ein bekannter ›Pottbakker‹, also Töpfer, gewesen, und sie hatte dessen Gewerbe wieder aufgenommen. Da sie in ihrer Jugend schon frühzeitig ihrem Vater bei seiner Arbeit geholfen und offenbar seine Veranlagung für dieses Kunstgewerbe geerbt und auch die nötigen technischen Fähigkeiten gut entwickelt hatte, brachte sie es nach einiger Zeit selbst zu großer Fertigkeit.

Für ihre Arbeit benutzte Josefine die alte Werkstatt und den Brennofen ihres Vaters im Anbau des Kottens. Da die Werkstatt acht Jahre lang nicht benutzt worden war, hatte sie allerdings aufräumen und vor allem die Töpferscheibe und den Brennofen reparieren lassen müssen, was sie einen guten Teil ihrer Ersparnisse gekostet hatte. In einer Schublade hatte sie die früheren Schablonen, Muster für die Bemalung der Gefäße und die von ihrem Vater sorgfältig festgelegten Bedingungen für das Brennen und Glasieren gefunden.

Nach einem Jahr Anlaufzeit waren die von ihr hergestellten Teller und Becher, Schüsseln und Kannen, Töpfe und Näpfe von gleicher Qualität wie die ihres Vaters. Als sie sich ihrer Sache sicher fühlte, fing sie an, neue Modelle und Muster zu entwerfen und entwickelte ein Gefühl für das, was Hausfrauen gerne haben. Zu ihren Neuentwicklungen gehörten zum Beispiel Kannen mit eingesetzter Tülle, die als irdene Ware, das heißt: nur bei niedrigeren Temperaturen gebrannt, für Wasser gebraucht wurden, weil das Wasser in solchen Kannen kühler blieb, oder die voll gebrannt, glasiert und nachgebrannt wurden und als Kaffee- und Teekannen dienten.

Sie konnte die Produkte ihres Fleißes, die grau und braun gebrannten Waren, die zum Teil glasiert und mit handgemalten Verzierungen verschönt waren, gut verkaufen. Sie zog allerdings nicht selbst mit ihren Waren umher, sondern bediente sich für den Verkauf der Hilfe von Ludger Feldhoff, eines reisenden Händlers, der mit den Waren bis in die Städte der näheren und weiteren Umgebung und sogar bis in holländische Lande zog und von dort Waren mitbrachte, die in Ochtrup gebraucht wurden. Meistens trug Ludger seine Ware in einer Kiepe mit sich, war also einer der in der ganzen Gegend bekannten ›Kiepenkerle‹, der sich auf die Töpfereiprodukte des Ortes spezialisiert hatte und mit seiner Kiepe die Märkte der Umgebung, aber auch die in Westfalen und Ostholland weit über die Landschaft verstreut liegenden Einzelgehöfte besuchte. Gelegentlich, wenn er auf Märkten gute Aussicht hatte, größere Geschäfte zu machen und die Töpferware zu schwer wurde, benutzte er einen der zweirädrigen, von einem Pferd gezogenen Karren.

Es folgten ein paar schöne Jahre für die Holtmann-Familie. Josefine hatte mit ihrer Arbeit Erfolg, und ihre beiden Kinder wuchsen zu ihrer Freude gesund und munter heran. Mutter und Kinder liebten den Ort, an dem sie lebten. Auf dem kleinen bäuerlichen Anwesen gab es außer den Werkstätten einen Stall für ein paar Hühner, einen Koben für ein Schwein sowie einen Obst- und Gemüsegarten. All das war umgeben von ausgedehntem Buschwerk, das sich aus Hainbuchen, Schwarzdorn, Haselnussbüschen und ein paar Fliederbüschen zusammensetzte. Das Schönste war für die ganze Familie die Vogelwelt, die sich in diesem Buschwerk wohlfühlte: Amseln brüteten dort; es gab Gimpel, Grünfinken, alle möglichen Meisen, und gelegentlich sogar einen Kreuzschnabel. Und an der Seite des Grundstücks, wo hinter einer dichten Hecke die Bäume eines Wäldchens standen und ihren Schatten warfen, nistete, so lange Josefine sich erinnern konnte, ein Nachtigallenpärchen. Der Gesang der Amseln vom Dach des Hauses am Morgen und der der Nachtigall an den frühen Sommerabenden waren schon für ihre Eltern und jetzt für sie und die Kinder eine der größten Freuden.

Christine, ein fröhliches, blondhaariges Mädchen von inzwischen fast fünfzehn Jahren, war der Sonnenschein der Familie. Sie konnte singen wie eine Nachtigall und hatte bereits als kleines Mädchen gelernt, die Blockflöte zu spielen und war Mitglied einer Flötengruppe der Kirchengemeinde, die zu Feiertagen in der Kirche Konzerte gab. Zu Hause hatte sie früh angefangen, ihrer Mutter zu helfen. Da Josefine lange Stunden in der Werkstatt verbringen musste, um mit ihrer Arbeit fertig zu werden, nahm ihr Christine die meiste Hausarbeit und die Vorbereitung der Mahlzeiten ab. Sie machte die Besorgungen im Dorf und half schließlich, so gut sie konnte, der Mutter in der Töpferei.

Clemens, dreizehn Jahre alt, war ein aufgeweckter, neugieriger Junge, der sich, wenn er sich nicht draußen herumtrieb, am liebsten in der Nähe seiner Mutter in der Werkstatt aufhielt und, als er noch jünger war, mit ein paar gebrannten Tonfiguren, die seine Mutter ihm als Spielzeug hergestellt hatte, spielte. Und wie im Spiel lernte er von seiner Mutter die Grundbegriffe der Töpferei. Er knetete Ton nach den Wünschen seiner Mutter, er formte Fantasiefiguren, die er dann wieder zusammenknietete, er machte seine ersten Versuche an der Töpferscheibe. Wenn er Durst hatte, trank er Wasser aus einer misslungenen, kleinen Wasserkanne, indem er die Tülle an den Mund setzte und die er, wenn sie leer war, wie ein Blasinstrument benutzte und Liedchen trötete, was seine Mutter zum Lachen brachte.

Aber schon alte Sprichwörter wissen: ›Auf Freud folgt Leid‹ und ›Jedes Glück birgt den Keim zum Unglück in sich‹.

.....

EIN STEIN IN DER HAND

Es gibt in deutschen Landen ein Gebirge, das die Bedeutung, die es für die Menschen hat, bereits in seinem Namen trägt: das Erzgebirge. Dass diese Berge, die über der Grenze zwischen dem deutschen Sachsen und dem tschechischen Böhmen liegen, reich an vielerlei Erzen sind, wissen die Menschen seit uralten Zeiten. Sie haben die Erze abgebaut und aus ihnen wichtige Metalle gewonnen, Eisen, Blei, Zink und Zinn, neuerdings Kobalt und Uran und für lange Jahrhunderte vor allem Silber.

Am Fuße des Erzgebirges, südwestlich der sächsischen Landeshauptstadt Dresden, liegt in den sanften Vorbergen das Städtchen Freiberg, das für Hunderte von Jahren als Silberstadt bekannt war, weil hier schon lange vor anderen Plätzen Silbererze gefunden und verhüttet wurden. In Freiberg befand sich deshalb auch für viele Jahre die wichtigste Münzstätte der regierenden Fürsten des Landes. Heute ist der aktive Bergbau Vergangenheit. Aber die berühmte Bergakademie, die älteste bergbauwissenschaftliche Schule der Welt, und das Bergbaumuseum der Stadt zeugen von seiner früheren Bedeutung.

Hier also, in und um Freiberg, lebte Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein junger Mann namens Jochen Scheffel. Er war Bergmann in der Silbergrube ›Fortuna‹, westlich vor den Toren von Freiberg. Jochen war ein tatkräftiger und intelligenter junger Mann, mit offener Miene und ruhigem, aber bestimmtem Auftreten. Wie alt er war, wusste er nicht genau, weil seine Eltern, kleine Ackerbürger am Rande der Stadt, bei einer Seuche ums Leben gekommen waren, als er ein Baby war. Gustl Teufner, eine entfernte Verwandte seiner Mutter, die mit einem Steinkohlenbergmann in Freital in der Nähe von Dresden verheiratet war, hatte ihn zu sich genommen, wie das zu den Zeiten damals, als Familien noch solche Pflichten ernst nahmen, selbstverständlich war.

Das Leben war für Jochen nicht immer leicht und einfach gewesen, jedenfalls wenn man die Maßstäbe unseres heutigen Lebens anlegt. Bei den Teufners war oft Schmalhans Küchenmeister. Sein

Ziehvater brachte nur wenig Geld von seiner Arbeit als Bergmann in den Döhlener Steinkohlengruben nach Hause und hatte eine Neigung zum Branntwein. Schon als kleines Kind musste Jochen seiner Ziehmutter im Haus und auf dem Acker hinter dem Haus helfen, um zum Leben beizutragen.

Der einzige Ruhetag war der Sonntag. Tante Gustl war eine strenge, dabei sehr fromme Frau. Der Kirchgang musste sein. Und da Jochen von klein auf jeden Sonntag neben ihr auf einer der ersten Kirchenbänke der lutherischen Hoffnungskirche saß, wurde er auch Pastor Sechsnor früh bekannt und von ihm zur Sonntagsschule eingeladen, als er sechs Jahre alt war. So lernte er Lesen, Schreiben und Rechnen und damit mehr, als viele seiner Altersgenossen an Bildung mitbekamen.

Aber sonst? Spielen? Wann und mit wem? Mit anderen Kindern? Da waren kaum welche, die Zeit zum Spielen hatten. Sie mussten bis auf wenige aus den höheren Ständen, die man sowieso nicht kannte, alle arbeiten, genau wie Jochen. Und wenn man sonntags Zeit fand, in den Wald zu gehen, dann war es, um mit einer Ladung Holz oder einem Korb Beeren und Pilze nach Hause zu kommen. Und was konnte man in der wenigen Zeit, die blieb, spielen? Für Jochen bestand das allenfalls darin, Steine zu besehen. Sobald er laufen konnte und anfang, die Welt um sich kennenzulernen, hatte er begonnen, Steine aufzuheben, die seine Aufmerksamkeit erweckten. Er steckte sie in die tiefen Taschen seiner einzigen Hose, weil er tagsüber nie Zeit hatte, sich länger mit ihnen zu beschäftigen. Erst abends, wenn es fast dunkel war und er sein Abendessen verzehrt hatte, kramte er alles aus, was sich in seiner Hosentasche angesammelt hatte. Er besah sich die Steine, befühlte sie, wendete sie hin und her. Die schönsten nach Form oder Färbung sammelte er in einem alten Kasten, den er eines Tages irgendwo am Wegesrand gefunden hatte.

Natürlich gehörte zu seiner Sammlung auch ein Stück Steinkohle. Die war in der Umgebung leicht zu finden. An vielen Ecken in der näheren Umgebung lag sie nur wenig unter der kargen Ackerkrume. Sein liebster Stein war ein dunkler, in den Bruchstellen etwas glänzender Brocken, den er auf einem Spaziergang im Wald an einem

Bachrand entdeckt hatte. Er war viel schwerer als alle Steine, die er bisher gefunden hatte. Ein Freund der Familie, der ihn einmal mit den Steinen spielen sah, meinte, es könnte vielleicht ein Stück Silbererz sein, das man Bleiglanz nannte. Das beflügelte seine Fantasie.

Die Steine, die ihm nicht gefielen und die er aussortierte, und das waren die allermeisten, warf Jochen am nächsten Morgen weg. Und da alles, was nicht dem reinen Überleben diente, ein Erlebnis sein konnte, machte er aus diesem Wegwerfen eine der wenigen Unterhaltungen, die er hatte. Er warf weit oder er warf nach Zielen, die er vor der Tür auf dem Acker hatte. Aus dieser Unterhaltung wurde über die Jugendjahre ein Können. Er konnte schließlich auf dreißig Schritt mit einem aus zwei Würfeln einen Flecken treffen, der nicht größer als zwei Hände breit war, zum Beispiel einen Stein dieser Größe, eine Ackerscholle, ein Büschel Mohnblumen. Selbst auf weitere Distanzen konnte er einen Stein, der gut in seiner Hand lag, über hundert Schritt weit werfen und erreichte dabei eine erstaunliche Trefferquote.

Als seine Muhme eines Morgens sah, wie er Steine über den Acker warf, schalt sie ihn, weil sie der Ansicht war, er vergeude seine Kraft mit dummen Spielen und solle lieber härter auf dem Feld arbeiten. Sie sah die Dinge erst mit anderen Augen, als er ihr ein Kaninchen brachte, das er mit einem Steinwurf erlegt hatte. Jochen war da zehn Jahre alt. Dem folgten bald weitere Kaninchen und anderes Kleinwild, Tauben oder sogar gelegentlich ein Rebhuhn oder eine Ente.

Als Jochen ungefähr elf oder zwölf war, änderte sich sein Leben von Grund auf. Sein Ziehvater erklärte nach dem sonntäglichen Mittagessen, es sei Zeit, dass er, Jochen, nun endlich beginne, etwas zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen, statt nur herumzulungern. Er denke, er könne ihm leichte Arbeit in der Steinkohlenzeche verschaffen. Da seien auch andere Kinder seines Alters tätig »und noch jüngere!«, wie er mürrisch hinzufügte. Die Muhme sagte nichts dazu, sondern löffelte ihre Suppe.

.....

DAS GESCHENK

Friedrich Bunge saß, seinen Handstock auf den Knien, auf seiner Lieblingsbank im Kurpark von Bad Oeynhausen und genoss die Nachmittagssonne des schönen Septembertages. Er hatte seinen Spaziergang durch die makellos gepflegten Anlagen hinter sich und wartete nun darauf, dass Mechthild, seine Frau, ihn abholen werde. Sie hatte ihn, wie fast täglich, wenn das Wetter es erlaubte, eine knappe Stunde zuvor an der Ecke Schlossstraße und Heiligenangerstraße abgesetzt, machte jetzt ihre Besorgungen im Städtchen, saß dann noch ein paar Minuten mit ihm auf der Bank und fuhr anschließend mit ihm nach Hause. Er selbst war heute in einer halben Stunde ganz um das Schloss herumgegangen. Je nach Stimmung und Wetterlage waren diese Spaziergänge kürzer oder länger. Nun ruhte er sich auf dieser Bank aus, die ihm einen Blick über Blumenbeete und den breiten Graben auf das Schloss bot. Zu dieser Tageszeit war es ruhig. Kein Mensch störte ihn in der Beschaulichkeit seines bevorzugten Erholungsplatzes. Hier konnte er seinen Gedanken freien Lauf lassen, die inzwischen zunehmend aus Erinnerungen bestanden, gelegentlich unterbrochen von Gedanken an die Banalitäten des jetzigen ruhigen Rentnerdaseins.

Eine halbe Stunde spazieren gehen war inzwischen so ziemlich das Limit, dachte er. Viel mehr mochte er sich nicht zumuten. Schon gar nicht ohne Handstock. Aber war das bei seinen neunundsiebzig Jahren ein Wunder? Natürlich gab es Männer, älter als er, die sogar noch Leistungssport betrieben, wie er früher selbst bis zu seinem Fünfzigsten. Hatte er nicht gerade von einem Hundertjährigen gelesen, der den Camino Francés, den fast achthundert Kilometer langen Jakobsweg von Saint-Jean-Pied-de-Port in Frankreich nach Santiago de Compostela im spanischen Galicien bewältigt hatte? Good for him. Aber der Mann und die anderen tüchtigen Alten hatten sicherlich auch nicht das an Gesundheitsproblemen überstanden wie er: zwei Hüftprothesen, zwei Bypassoperationen, Angioplastien wegen der Durchblutungsprobleme in seinen Beinen, von verschiedenen anderen Dingen, über die man nicht so offen

sprach, ganz abgesehen. Arztbesuche gehörten wie die tägliche Pillenration zu seinem Alltag, offenbar zum Alltag der meisten Altgewordenen. Man konnte ja nicht leugnen, dass die Ärzte ihm bisher gut geholfen hatten. Besonders sein Hausarzt Dr. Fleischer, der immer gewusst hatte, was zu tun war, wenn Gefahr im Verzug war, und natürlich die Spezialisten im Städtischen Krankenhaus, vor allem Dr. Metten, der Chirurg, der nach allem, was man hörte, weit über die Stadt hinaus bekannt war. Aber schön war das alles nicht, vor allem nicht diese ewigen Wartezeiten bei den Ärzten und im Hospital und die langweilige Rekonvaleszenz. Glücklicherweise hatte er seit ein paar Monaten Ruhe und konnte Besseres mit seiner Zeit anfangen.

Er sah auf seine Armbanduhr. Schon zehn nach sechs. Wo Mechtild nur blieb? Wahrscheinlich hatte sie zufällig eine ihrer Freundinnen getroffen und sich mit ihr bei einem Kaffee festgequatscht. Dagegen war ja eigentlich nichts einzuwenden, nur nicht gerade heute. Sie wusste doch, dass am Mittwochabend um halb acht sein Stammtisch war. Er gab ihr noch fünf Minuten. Die Verabredung war, dass er sich alleine auf den Weg nach Hause machte, wenn sie nicht bis Viertel nach sechs bei ihm war. Es gab ja solche Ausnahmefälle.

Er blickte auf die Blumen, über das Wasser und auf das Schloss und freute sich. Wie schön das alles war, so ruhig und irgendwie friedlich, besonders, wenn keine anderen Menschen in der Nähe waren. Dann schloss er die Augen. Eine Stimme veranlasste ihn aufzublicken.

»Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist?«

Vor ihm, vor seiner Bank, stand ein hagerer Mann mit einem Handstock, ein Mann älter als er selbst, weißhaarig, mit einem gepflegten weißen Kinnbart. Er trug einen für die Jahreszeit viel zu warmen Tweedanzug und einen Hut aus gleichem Stoff, den er höflich gelüftet hatte.

Friedrich Bunge sah auf seine Armbanduhr. »Gleich Viertel nach sechs, mein Herr.«

»Danke vielmals. Na, da habe ich ja noch ein paar Minuten Zeit. Erlauben Sie mir, dass ich mich für einen Augenblick neben Ihnen

auf der Bank etwas verpuste? Dies scheint ein besonders schönes Plätzchen zu sein.«

»Nur zu. Dies ist ein öffentlicher Park. Er ist nicht nur für mich da, obgleich ich manchmal denke, er gehört mir, weil ich fast täglich hier meine Spaziergänge mache.«

Der Mann hatte sich neben Bunge auf die Bank gesetzt.

»Was für ein Vorzug. Ich wollte, ich könnte auch täglich hier einen Spaziergang machen. Jedenfalls in dieser Jahreszeit.«

In dem Moment erschien vor den beiden Männern auf der Bank eine schlanke Frau mittleren Alters, die recht ansehnlich in ihrem dunkelgrünen Herbstkostüm aussah. Sie war etwas atemlos.

»Da bin ich, Friedrich. Gerade so in der letzten Minute!«

Friedrich Bunge war aufgestanden.

»Schön, dass du noch gekommen bist, Mechthild. Ich wollte mich gerade auf den Weg machen.«

Er wandte sich an seinen Nachbarn auf der Bank. »Ich überlasse Ihnen gerne meinen Lieblingsplatz. Auf Wiedersehen!«

Der andere alte Mann lüftete höflich seinen Hut. »Auf Wiedersehen.«

Mechthild Bunge hakte sich bei ihrem Mann unter und steuerte ihn den langen Kiesweg entlang in Richtung ihres geparkten Autos.

»Wer war der Alte denn, der da neben dir saß, Friedel?«

»Kenne ich nicht. Er hat sich einfach neben mich gesetzt, kurz bevor du erschienst. Was hat dich denn aufgehalten?«

»Elsie Moers saß an einem der Tische vor dem Café Klenzing und winkte mich heran, als ich vorbeiging. Sie war allein und schon beim zweiten Stück Torte. Du kennst sie ja. Ich sollte unbedingt mit ihr zumindest einen Kaffee trinken. Sie wollte vor allem von mir einen Vorschlag haben, was sie ihrem Mann zum 80. schenken könnte. Dabei fehlen mir selbst die Ideen bei deinen Geburtstagen. Ich habe sie wirklich schnell abgewimmelt. Und dann konnte ich hier so rasch keinen Parkplatz finden.«

Sie waren bei ihrem Audi A4 angekommen, der tatsächlich halb in der Parkverbotszone stand.

»Lass uns bloß sofort wegfahren, sonst erwischen sie dich, Mechthild. Ich hätte ja ein Taxi nehmen können.«

Zehn Minuten später parkte Mechthild Bunge den Wagen vor der Garage ihres Hauses in einer Nebenstraße der Detmolder Straße, einem schönen Anwesen mit Garten, das sie sich erst gebaut hatten, als Friedrich Bunge in Pension ging. Er war Direktor der Sparkasse Bad Oeynhausen gewesen, und sie hatten jahrelang die Dienstwohnung in der Sparkasse bewohnt.

Bunge zog sich um und nahm mit seiner Frau einen abendlichen Drink, bevor er sich wieder auf den Weg machte. Seine Frau bestand darauf, ihn zu seinem Stammtisch im ›Deutschen Haus‹, einer alteingesessenen Gastwirtschaft mit einfacher, guter Küche in der Innenstadt, zu fahren.

»Ich könnte dich auch abholen, Friedel. Aber das willst du ja partout nicht.«

»Warum denn, Schatz? Der Bus hält dort vor der Tür, und bis hierher sind es nur ein paar Schritte. Ich vertrete mir nach dem Essen gern ein bisschen die Füße. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen und kannst dich deiner Fernsehserie widmen.«

Zehn Minuten später betrat Friedrich Bunge die Gastwirtschaft. Wie es sich traf, sah Heinrich Willers, der Eigentümer, gerade in den Gasträumen nach dem Rechten. Man kannte sich seit Langem.

»Guten Abend, Herr Bunge. Sie sind heute der Erste Ihrer Runde. Der Tisch im Alkoven ist vorbereitet. Amtsrichter Mersmann hat angerufen, dass er heute Abend leider nicht kommen kann. Ich schicke Ihnen gleich ein Pils, damit Sie sich eingewöhnen können.«

Bunge hatte sich gerade gesetzt, als ihm schon der Nächste der üblichen Fünferrunde, Dr. Norbert Schliefen, pensionierter Oberstudiendirektor und ehemals Leiter des Immanuel-Kant-Gymnasiums, auf die Schulter klopfte und ihn begrüßte. Und der dritte folgte auf dem Fuße: Norbert Körten, Eigentümer der Buchhandlung Körten.

»Mersmann hat abgesagt«, verkündete Bunge, nachdem die drei sich begrüßt hatten.

»Wir warten also nur noch auf Fleischer!«

Sie hatten es sich gerade bequem gemacht und den ersten Schluck getrunken, als Dr. Joachim Fleischer erschien, Hausarzt aller derer, die zu diesem Stammtisch gehörten. Er kam nicht allein, sondern

brachte einen Gast mit, wie das hin und wieder in dieser Runde geschah. Er stellte ihn als Professor Eugen Minterlich vor. Als Bunge sich erhob, um den Gast zu begrüßen, sah er in ein bekanntes Gesicht. Es war der ältere Mann, der sich im Kurpark neben ihm auf die Bank gesetzt hatte.

»Willkommen, Herr Minterlich. Wir kennen uns doch. Hier, der Platz neben mir ist frei. Wir haben heute schon einmal nebeneinander gegessen.«

»Vielen Dank für das Willkommen. Ich war erst zögerlich, der Einladung von Doktor Fleischer, an dieser Runde teilzunehmen, zu folgen. Aber er bezeichnete Sie als einen Freundeskreis, in dem alle ohne Vorbehalte ihre ungeschminkte Meinung zu den Dingen sagen, die ins Gespräch kommen. Und das liegt mir.«

»Was ist denn Ihr Metier, Herr Minterlich? Ich gelte in dieser Runde als die nüchterne Sprache des Geldes, obwohl ich nun seit knapp fünfzehn Jahren nicht mehr aktiv im Bankgeschäft tätig bin. Ich halte mich allerdings ein bisschen auf dem Laufenden, damit ich mitreden kann, wenn von Geld die Rede ist. Allein dieser Runde hier wegen. Sind Sie noch aktiv, oder haben Sie sich ebenfalls aus der beruflichen Arbeit zurückgezogen?«

»Nein, nein! Ich bin bis heute aktiv. Zwar nicht mehr als Professor für Psychiatrie an der Uni in Hamburg, aber in meinem eigenen Institut hier in Volmerdingsen. Ich war schon an der Universität nie so sehr an klinischer Arbeit interessiert, sondern mehr an Forschung und Entwicklung, insbesondere pharmakologischen Entwicklungen. Und das mache ich jetzt weiter. Außerdem bin ich noch gutachtlich tätig.«

»Professor Minterlich ist tatsächlich eine der wenigen Kapazitäten, die wir haben, wenn wir uns als Ärzte mit Fragen befassen müssen, was zum Beispiel bei Missbrauch von Drogen bei unseren Patienten passiert. Ich habe von ihm viel Unterstützung bei verschiedenen meiner Patienten bekommen und viel von ihm lernen können«, mischte sich Dr. Fleischer in das Gespräch ein.

»Und wenn Sie eines Tages an Depressionen leiden sollten, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass ich Ihnen eine Pille verschreibe, die in Volmerdingsen hergestellt wurde.«

Und damit öffnete sich das Gespräch zu einer allgemeinen Unterhaltung über Drogen und Rauschgifte und deren Missbrauch, was jeder in diesem Bereich erlebt hatte und glaubte, zu einer Diskussion beitragen zu können. Schliefen berichtete über seine Erinnerungen an Untersuchungen über den Gebrauch von immer härteren Rauschgiften in den Schulen auch in Bad Oeynhausen und die sozialen Ursachen, Körten wusste die neuesten Veröffentlichungen der Weltgesundheitsorganisation über die Verbreitung von Rauschgiften in der Welt beizutragen; später in der Unterhaltung deutete er sogar an, dass er als Student selbst gekifft und ein paar stärkere Dinge probiert habe. Fleischer trug ein paar merkwürdige Patientengeschichten bei, die sich um den Nutzen von Psychopharmaka und deren Nebenfolgen drehten, natürlich ohne Namen zu nennen. Und der Professor erzählte von einem aufregenden Fall aus seiner forensischen Praxis als Gutachter, in dem ein wegen Mordes Angeklagter einen Freispruch erreichte, weil er nachweisen konnte, dass er unter dem Einfluss von ihm medizinisch verordneten psychedelischen Drogen stand und deshalb schuldunfähig war.

.....